

Monographien
zur
Weltgeschichte

Zwingli
und Calvin
von August Lang



BR
345
L36
1913
GTU
Storage

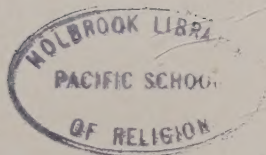
195.13.08
H. 20




Liebhaber=
Ausgaben



Nr. 31





Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen
herausgegeben von Ed. Heyck

31

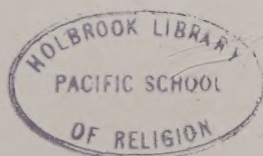
Zwingli und Calvin

1913

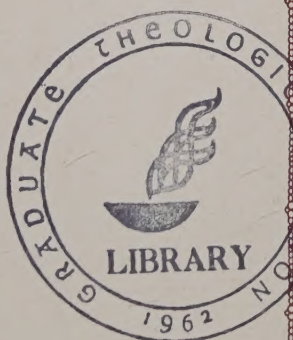
Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Zwingli und Calvin von August Lang

Mit 161 Abbildungen, darunter
zwei mehrfarbigen Einschaltbildern



1913



Vielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

70283

~~GV7~~
~~L25~~

3R
345
L36
1913

Der Universität Genf

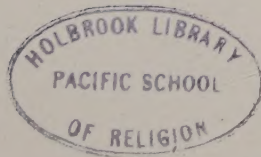
und insonderheit

ihrer hochwürdigen Theologischen Fakultät

in Erinnerung an den 10. Juli 1909 und
als bescheidenes Zeichen des Dankes für die
ihm verliehene theologische Doktor-Würde

gewidmet

vom Verfasser.



Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde
besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer
der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 12 Exemplare auf Extra-
Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar
ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—12)
und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der
Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein
Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhand-
lung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.



Abb. 1. Huldrych Zwingli.
Gemälde von Hans Asper in der Öffentlichen Kunstsammlung zu Winterthur.

Vorbemerkung.

Johannes Kessler, jener treuherzige Schweizer Schüler, bekannt durch sein Zusammentreffen mit Luther im Schwarzen Bären zu Jena, kann in seiner Chronik „Sabbata“ sein Staunen nicht genugsam ausdrücken über „die wunderbarliche Zeit“ der Reformation. In ihr erfahre der Mitlebende „mehr Wunderwerks, denn so er zuvor dreihundert Jahre auf Erden gelebt hätte“. Unter die gewaltigen Gestalten, durch welche Gott seine „Wunderzeichen gewirkt habe“, rechnet Kessler neben Luther, Melanchthon, Erasmus, Hutten vorzüglich seinen Landsmann Huldrych Zwingli, den tapferen Prediger zu Zürich. Hätte er seinen Bericht über das Jahr 1539 ausgedehnt, so würde er nicht versäumt haben, den zweiten Führer und Helden der Schweizer Reformation, Johannes Calvin, hinzuzufügen. Durch diese beiden Männer, zwischen denen der Straßburger Martin Bucer als verbindendes Mittelglied steht, ist derjenige Zweig des Protestantismus begründet worden, welcher am schwersten im Kampf gestanden, zur Ausbreitung des Evangeliums außerhalb Deutschlands am meisten beigetragen und den nachhaltigsten Einfluß auf die entstehende moderne Kultur ausgeübt hat. Die beiden Väter der reformierten Kirche, Zwingli und Calvin, in ihrem Lebensgang und ihrer Eigenart als religiöse Charaktere zu schildern, wird stets ein lohnendes Kapitel der Weltgeschichte bilden. Im folgenden soll es im knappsten Umriß, unter Beschränkung auf das unumgänglich Wichtigste, sowie in schlichtester Form versucht werden.



Abb. 2. Das Wappen Zwinglis.





Abb. 3. Denkmünze auf Zwingli, 1531, von Johann Jakob Stampfer.
Vergrößert.

1. Kapitel. Zwingli und die Reformation in Zürich.

I.

Wie man es häufig in der Geschichte beobachtet, fiel auch in der Schweiz der religiöse Aufschwung, aus dem die bedeutsamste welthistorische Tat des Alpenvolkes, die schweizerische Reformation, hervorwuchs, nicht in eine Zeit des Niedergangs, sondern in eine Periode zunehmender Volkskraft, des politischen und kulturellen Aufstiegs. Zwar recht buntscheckig war das staatsrechtliche Verhältnis der dreizehn bevorrechteten Kantone, der „zugewandten Orte“, die teilweise zu der „Tagsatzung“, dem losen Zentralorgan, Zulaß hatten, teilweise mehr als Schutzverwandte galten, und endlich der Untertanenländer, der gemeinen Herrschaften oder Vogteien. Trotzdem fühlten sich die freien Schweizer schon am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts als eine volkstümliche Einheit. Diese alemannischen Stämme in ihrem rauhen, biederem und gemühtiefen Wesen verband der eine Volkscharakter und ein starker vaterländischer Sinn. Stolz erfüllte sie alle, von der Ostschweiz bis nach dem fernen Wallis, in dem Bewußtsein, Eidgenossen zu sein. Sie hatten dazu allen Grund. Denn seit den glorreichen Burgunderkriegen galten die Schweizer Bürger und Bauern für das beste Kriegsvolk der Welt. Von da an warben die mächtigsten Potentaten bei den Schweizern um Solddienste. Und so stark war bei den armen Bergbewohnern die Sucht nach Gold, noch stärker die wilde Kriegslust, daß die „Reisläufer“ wie ein Waldwasser ins Ausland strömten und die Fehden der fremden Fürsten ausfochten. Durch den Sold, die Pensionen, die die Regierungen, die Geschenke und die geheimen Jahrgelder, die die leitenden Persönlichkeiten oft von mehreren Seiten zugleich empfangen, hoben sich der Wohlstand und die Lebenshaltung.

Freilich zugleich kam die moralische Gesundheit des kräftigen Volksschlags mehr und mehr ins Wanken. In den regierenden Kreisen nahmen Käuflichkeit, Appigkeit und Parteilichkeit überhand; die heimgekehrten Knechte aber wollten das wüste Lagerleben auch im Vaterlande fortsetzen. So schwand die Sitteneinfalt der Väter, allen Einsichtigen zu bitterem Schmerze, rasch dahin. Übrigkeitleiche Verbote, zu denen man sich jeweilig aufraffte, konnten dem Übelstande nicht abhelfen. Diejenige Macht jedoch, welche das geistige Leben noch so gut wie ganz beherrschte, versagte auch hier wie überall am Aus-



Abb. 4. Hans Waldmann † 1489, der Führer der Bünde in Zürich. Neuerer Kupferstich von Joh. Meyer. (Zu Seite 2.)

gang des Mittelalters. Zwar waren die Schweizer ein ausgesprochen kirchliches Volk. Obwohl das Land kein einheitliches nationales Bistum besaß, war auch hier die Erziehungsarbeit der mittelalterlichen Kirche, wenn man ihre Wirkung in einer äußerlich-kirchlichen Devotion sieht, an ihr Ziel gelangt. Ein dumpfes Heilsverlangen, ein unruhiges Streben nach Gewissensberuhigung trieb die Leute zu immer größerem Eifer in der Errichtung neuer Kirchen, Altäre, Pfründen, zur Erwerbung immer neuer guter Werke in den Bruderschaften und durch die Wallfahrten. Aber zu einer sittlichen Erneuerung half das alles nicht: die Hierarchie mit all ihrer Gnadenfülle hatte selbst keine sittliche Kraft mehr. Wohl waren der Basler und der Konstanzer Bischof wohlmeinende Männer; auch unter dem niederen Klerus fehlte es nicht an einzelnen ernstern Charaktergestalten. Aber ihrer besseren Ge-



Abb. 5. Johannes Froben, Buchdrucker zu Basel.
Gemälde aus der Schule Hans Holbeins in der Öffentlichen Kunst-
sammlung zu Basel. (Zu Seite 2.)

sinnung zum Troß waren unter den Priestern und in den Klöstern das Konkubinat und die Zuchtlosigkeit fast zur Regel geworden. Die Geistlichen der Konstanzer Diözese hatten von jedem ihrer unehelichen Kinder vier Gulden zu zahlen: daraus erwuchs dem Bischof eine jährliche Steuer von etwa 4000 Gulden. Wie es aber in Rom an der Kurie aus- sah, konnte das Volk aus der Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit der sie umwerbenden päpstlichen Legaten entnehmen, in deren Gefolge sich sogar unnatürliche Laster einschlichen.

Allen den Schäden des sozialen, sittlichen und kirchlichen Standes vermochte der gesunde, männliche Sinn des Schweizer Stammes zunächst nur schwache Heilmittel entgegenzustellen. Zur Einschränkung der Sonderstellung der Kirche nahmen die weltlichen

Obrigkeiten mehr und mehr ein Aufsichts-, ja ein Reformationsrecht in Anspruch. In Zürich z. B. wurden bereits seit Hans Baldmann, dem Führer der Zünfte (Abb. 4), die Kirchen- und Klostergüter überwacht, den Auswüchsen der geistlichen Gerichtsbarkeit und dem Pfründenschacher der päpstlichen Kurtisanen gewehrt, sowie die Besetzung möglichst vieler kirchlicher Stellen in die Verfügung des Rates gebracht. Auch erließen die Magistrate schon früh Sittenmandate, die scharf in das bürgerliche Leben eingriffen. Am hoffnungsreichsten aber war die Aufnahme, welche die neue Bildung, der Humanismus, bei dem Schweizer Volke fand. Von der nach humanistischen Prinzipien umgestalteten Universität Wien, von der eidgenössischen Universität Basel, wo der Buchdrucker Johann Froben (Abb. 5 u. 7) seine weltberühmte Offizin leitete, gingen die Einflüsse bedeutsam ins Land. In Wien lehrte Joachim von Watt (Badianus) aus St. Gallen und zog dorthin eine Reihe lern-



Abb. 6. Heinrich Loriti, genannt Glareanus. (Zu Seite 3.)

begieriger Schüler. In Basel aber war vorübergehend seit 1514 und dauernd seit 1521 der Sitz des „in alle Ewigkeit unvergleichlichen“ Erasmus (Abb. 8), und die Schweiz stellte ihm Schüler, die sein Bestes aufnahmen und treu bewahrten: so Heinrich Loriti, nach seiner Heimat genannt Glareanus (Abb. 6), Oswald Mykonius (ursprünglich Weis- hüsler) aus Luzern (Abb. 9), seit 1516 Schulmeister am Grossmünster in Zürich, und zuletzt noch Boni- faz Amerbach (Abb. 10), der dem Meister treu blieb, als fast alle ihn verließen. Erasmus aber führt uns bis an die Pforte der Reformation.

Freilich auch nicht weiter. Gewiß läßt sich mit Grund neben der lutherischen und schweizerischen auch von einer erasmischen Reformation reden. Wie oft und wie scharf hat er die Sophismen der herrschenden Theologie und den judaistischen Zeremoniendienst der herrschenden Kirchlichkeit an- gegriffen! Mit unermüdetem Eifer drang er dar- auf, eine reinere Religiosität aus den echten Quellen

zu schöpfen, und gab dazu das griechische Neue Testament mit Vorreden und Erläuterungen, ferner einen der alten Kirchenväter nach dem anderen heraus. Ja, wir lesen von ihm die Worte: „Fort mit dem törichtem Vorurteil, die Bibel gehöre

den Laien nicht und dürfe nicht in die Volkssprachen übersetzt werden! So gut als das Sonnenlicht ist Christi Lehre für alle da . . . Alle Frauen sollten das Evangelium und die Briefe des Paulus lesen. Der Landmann hinter dem Pflug, der Weber am Webstuhl, der Wanderer auf der Reise sollten singen und sagen vom Evange- lium!“ Trotz alledem gelangte Erasmus nicht zu einem neuen, starken religiösen Prinzip, das ihn instand gesetzt hätte, nicht nur im einzelnen an der mittelalterlichen Kirche zu bessern, sondern die mittelalterliche Frömmigkeit selbst zu reformieren. Vielmehr weist der große Humanist letztlich mehr zurück als vorwärts. Längst vor ihm hatte man danach getrachtet, die christliche Lehre zu vereinfachen und den Laien wie einen freien Zugang zur Bildung, so eine schlichte, von Priestern und Mön- chen unabhängige Laienfrömmig- keit zu ermöglichen. Mehr er- strebt im Grunde auch Erasmus nicht. Von dem Evangelium, das Luther verkündete, ist die „Philo- sophie Christi“, in welche der



Abb. 7. Das Bücherzeichen des Johannes Froben. Holzschnitt. (Zu Seite 2.)



Abb. 9. Oswald Myko-
nius. Kupferstich des
siebzehnten Jahrhunderts
von J. H. Schönauer.
(Zu Seite 3.)

Der Dekan Bartholomäus aber schickte seinen Zögling, als er etwa zehn Jahre alt geworden war, nach Basel (Abb. 13) in die Lateinschule an St. Theodor zu dem Magister Gregor Bünzli und vier Jahre später zu Heinrich Wölflin (Lupulus) in Bern. Der letztere war bei strenger persönlicher Gläubigkeit doch derzeit der beste Humanist, und seine Anstalt die erste humanistische Schule in der Schweiz. Auf beiden Bildungsstätten trieb der frohgemute Jüngling neben dem Lateinischen und der Versenkung in die Welt der Alten fleißig Musik.

nicht unbegüterten Eltern nahe, ihren Ulrich wie noch zwei im Jünglingsalter verstorbene Brüder für die geistliche Laufbahn zu bestimmen. Der Onkel Bartholomäus nahm seinen Neffen schon bald nach 1487, als er Pfarrer und Dekan im Städtchen Weesen geworden war, in sein Haus und in seine Erziehung. Der kirchliche Sinn des in den hohen Bergen sesshaften Geschlechts war ein Ausfluß ihrer schlichten Gottesfurcht, keineswegs aber ein Hindernis für ihre freudige Theilnahme an den fortschrittlichen Bestrebungen ihrer Zeit und ihres Volkes. Das Toggenburg, ein Untertanenland des Abtes von St. Gallen, aber durch das Landrecht mit Schwyz und Glarus sicher gestellt, wehrte sich mannhaft gegen jedweden Übergriff der geistlichen Herrschaft. Dabei standen die Zwinglis mit in den vordersten Reihen.



Abb. 10. Bonifazius Amerbach. Gemälde von Hans Holbein in der Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel.

Aufschrift: Bin ich auch nur ein gemalt's Gesicht, nicht weich' ich dem Leben,
Gleiche in jeglichem Strich meinen Besitzer genau.
Wie ihn, da er achtmal drei Lebensjahre vollendet,

Den Bonifazius Amorbachius malte Johannes Holbein im Jahre 1519 am Tag vor den Iden des October.

Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie.
in Dornach i. E. und Paris. (Zu Seite 3.)



Abb. 11. Die Zwingli-Hütte in Wildhaus (Geburtsstätte des Reformators) vor ihrer 1898 ausgeführten Renovation. (Zu Seite 4.)

Später verstand er fast alle damaligen Instrumente: Laute, Harfe, Geige, Hackbrett, Zinke u. a. zu spielen, und war auch in der Kompositionskunde nicht unbewandert. Als aber die Dominikaner um seiner hellen Stimme willen ihn gern für ihren Orden eingefangen hätten, sandten ihn sein Vater und Onkel sofort auf die Humanisten-Universität nach

Wien (Abb. 14). Dort zum Sommersemester 1500 für die Artisten-Fakultät als „Udalricus Zwingling“ inskribiert, ragte er unter seinen Mitstudierenden durch Geschicklichkeit im Disputieren hervor. Zum Abschluß der Studien kehrte er noch einmal nach Basel zurück. In den schönen Jahren emsigen Fleißes, die er hier von 1502 bis 1506 verlebte, zugleich schon als Lehrer an der Parochialschule zu St. Martin tätig, prägte sich der Charakter des werdenden Geistlichen bereits deutlicher aus. Hier in Basel wurde er 1504 Bakkalaureus, 1506 Magister der freien Künste. Hier fand er in dem Elsässer Leo Jud (geb. 1482) einen lebenslänglichen treuen Freund (Abb. 17). Hier entschied er sich in Berührung mit dem wissenschaftlich hochstehenden Buchhändlerkreis, abgestoßen durch den auch in der philosophischen Fakultät damals noch herrschenden scholastischen Betrieb, völlig für die humanistische Richtung in Wissenschaft und Frömmigkeit. Endlich fehlte es hier auch nicht ganz an Eindrücken zur tieferen Würdigung von Kirche und Theologie. Zwingli besuchte mit Jud die Vorlesungen, die der im November 1505 nach Basel übergesiedelte Thomas Wyttenbach aus Biel



Abb. 12. Eine Stube der Zwingli-Hütte. Neuere Darstellung. Kupferstich von E. Hegi nach einer Zeichnung von J. A. Hsenring. (Zu Seite 4.)



❧ Abb. 13. Ansicht von Basel. Holzschnitt in Hartmann Schedels Weltchronik. (Zu Seite 5.) ❧

über den Lombarden und den Römerbrief hielt (Abb. 18). Durch ihn, sozusagen einen humanistischen Scholastiker, lernte er nach eigenen und nach seines Freundes späteren Zeugnissen erst die Theologie des Mittelalters kennen und nach ihrem Maße schätzen, indem zugleich die Schrift als die Quelle zur Erneuerung der Kirchenlehre geltend gemacht wurde.

Früh mußten die Studien abgebrochen werden, da der noch nicht Dreiundzwanzigjährige, vielleicht durch Vermittlung seines Onkels in Weesen, zum Pfarrer in der volkreichen Gemeinde Glarus gewählt wurde. Nach Empfang der Priesterweihe durch den Bischof zu Konstanz trat er gegen Ende 1506 das Amt an, das er zehn Jahre verwaltet hat. Doch hörten über dem Wirken an den Pfarrkindern die Lehrjahre noch nicht auf. Noch lange stand neben oder gar vor dem religiös-kirchlichen Interesse, dem Dienst der „Faunen“, wie Zwingli selbst es etwa 1510 allerdings in einer Tierfabel bezeichnete, das rein humanistische Bildungs-



❧ Abb. 14. Wien im sechzehnten Jahrhundert. (Zu Seite 6.) ❧

streben. Er wurde nicht satt, an den Werken der alten Philosophen, Dichter, Historiker sich wie an einem Gastmahl zu nähren. Auch die zeitgenössischen Schriften, z. B. des italienischen Humanisten und spekulierenden Philosophen Picus von Mirandula, regten ihn, wie schon in Basel, zu eingehender Beschäftigung an. Der Freund Glarean mußte ihm Bücher besorgen, und zahlreiche Randbemerkungen in noch erhaltenen Exemplaren seiner Bücherei zeigen, mit welchem Fleiße er sie studierte. Dabei zog ihn weniger die Form als die Sache an. Auf allen nur möglichen Gebieten, in Länder-, Natur- und Heilkunde suchte er sich zu unterrichten.



Abb. 15. Angebliches Bildnis Zwinglis von einem unbekannten zeitgenössischen Künstler. Gemälde im Besitz der Zeeuwisch Genootschap der Wetenschappen in Middelburg. Nach der Kopie von Ottilie Röderstein im Zwingli-Museum der Stadtbibliothek zu Zürich.

Auch gaben ihm Fragen, wie die, ob Aristoteles selig geworden sei, zu denken. Nebenher fand er noch Zeit, Jünglinge durch humanistischen Unterricht für die Universität vorzubereiten; so waren drei Söhne der Familie Tschudi, darunter der spätere Geschichtschreiber der Schweiz, seine dankbaren Schüler.

Doch mehr als der Eifer der Studien machte das hochflutende Leben Glarus zur Hochschule für Zwingli, den Patrioten und Volksmann. Es waren ja die Jahre, in denen die Schweiz auf die Höhe ihrer kriegerischen Macht stieg. Als 1509 der Soldvertrag mit Frankreich abließ, wählten die Eidgenossen den Bund mit dem Papste, um im Grunde selbständig in das Ringen der Weltmächte um Oberitalien einzugreifen. Der jugendliche Pfarrer von

Glarus aber zog nach der Gewohnheit der Schweizer Mannschaften, die ihre Priester mitzunehmen pflegten, zweimal mit seinen Landsleuten über die Alpen. Er war mit dabei, ebenso bei dem glänzenden Sieg zu Novara 1513 (Abb. 19), wie bei der Schrecken erregenden Niederlage von Marignano 1515 (Abb. 21). „Im Heerlager,“ berichtet Bullinger in seiner Reformationschronik, „hat er fleißig gepredigt“ — z. B. in Monza am 7. September 1515, wo er eindringlich zur Einigkeit mahnte — „und in den Schlachten sich redlich und tapfer gestellt, mit Raten, Worten und Taten.“ Das kriegerische Treiben hinterließ bei dem Feldprediger tiefe, sein ganzes



Abb. 16. Huldrych Zwingli. Holzschnitt in Pantaleons Prosopographia heroum totius Germaniae 1565.

Leben bestimmende Eindrücke, die sich glücklicherweise in drei ersten Dokumenten aus seiner Feder einigermaßen widerspiegeln. Das eine, ein lateinischer Bericht über den Pavier Zug 1512, den er allerdings nicht als Augenzeuge Badian in Wien erstattete, zeigt die Freude des Verfassers am Waffenwerk und seinen Stolz auf die Siegestaten seiner Landsleute. Das andere sind zwei der Fabelwelt entlehnte politisch-patriotische Lehrgedichte, das lateinisch und deutsch geschriebene „Fabelisch Gedicht von einem Ochsen und etlichen Tieren“ (Abb. 22), und das deutsche „Labyrinth“. Das erste gehört nach sicheren Anzeichen schon ins Jahr 1510; das zweite dagegen ist am besten etwa aufs Jahr 1516 anzusetzen. So wird die inhaltliche Verschiedenheit der in der deutschen Form mannigfach edigen, trotzdem kraft- und eindrucksvollen Dichtungen ein Zeugnis für den inneren Entwicklungsgang Zwinglis. Auch in dem Fabelgedicht vom Ochsen erkennt er an, daß der Solddienst, die „Miet und Gaben“, die Freiheit ver-

derben. Doch ist das hier keineswegs die Hauptsache. Vielmehr freut er sich mit dem Hund im Gedicht, daß der Ochse, das Symbol der starken Schweiz, dem Hirten, d. h. dem Papste, willig auf die Bahn der italienischen Kämpfe folgt. Der Glarner Priester war also entgegen den bestochenen Volksverführern der französischen Partei ein Parteigänger des Papstes. Dafür spricht auch ein noch erhaltenes Confessionale, eine Art Ablassbrief, der ihm und elf Genossen von der Kurie ausgestellt wurde, ferner die päpstliche Pension von fünfzig Gulden jährlich, die Zwingli für seine guten Dienste bezog. Dagegen ist im „Labyrinth“, nach der Schlacht von Marignano, die Stimmung völlig verändert. Nunmehr ist das Symbol des Papstes — ein einäugiger Löwe, offenbar in Anspielung auf den kurz-sichtigen Leo X. — ein Schreckensbild wie jedes andere, und das Reislaufen schildert der Dichter mit kräftigem sittlichem Pathos als in jeder Hinsicht verwerflich:

„Für schlechten Ruhm schon
geben wir
das Leben preis, und mit Begier
den Nächsten ruchlos wir ver-
legen;
und alle Rechte der Natur



Abb. 17. Leo Jud. Gemälde eines Unbekannten in der Stadtbibliothek in Zürich. (Zu Seite 6.)

betrüben wir durch Zank und Streit,
als wären auf der Erde heut

hervor aus dunkler Hölle Schoß
die wilden Furien frei und los.“

Die hauptsächlichste Frucht der Erfahrungen in Glarus sehen wir demnach in der Vertiefung des sittlichen Empfindens Zwinglis. An die Stelle der patriotischen treten bei ihm religiös-ethische Motive. Das Labyrinth ist die Welt, in der die Menschen als fremde, verbannte Pilgrime wie blind einherirren. „Der starke, fromme Ehrenmann“ aber wird an der geraden Richtschnur der Vernunft vorwärtsschreiten und den Minotaurus, d. h. „Schand, Sünd und Laster“ überwinden. Doch noch mehr. Worte des Neuen Testaments, Christus, von dem die meisten nur noch den Namen tragen, spielen in dem zweiten Gedicht eine bedeutsame Rolle. Jetzt erst, in den letzten Jahren zu Glarus, trat die Bibel in den Mittelpunkt des Interesses Zwinglis. Das wissen wir auch aus sonstigen Zeugnissen. Um der Bibel willen lernte er mit unzureichenden Hilfsmitteln so gründlich als möglich das Griechische. Dann versenkte er sich, unter Gebet zu Gott um

Licht, in die Schrift, um aus ihr selber ohne die Philosophie und Theologie der Zänker die Wahrheit zu erkennen. Dabei leisteten ihm die beste Hilfe die Schriften des Erasmus; in Glarus wurde er ein Erasmianer. Schon längst auf ihn aufmerksam geworden, besuchte er ihn anfangs 1515 in Basel und grüßte ihn mit einem bewundernden Briefe. Noch anderes weist darauf hin, daß ums Jahr 1514 und 1515 in Zwingli, dem Humanisten und Patrioten, sich mehr und mehr reformatorische Ideen nach Art des erasmischen Ideals zu regen beginnen.

Doch gelangten diese Tendenzen, merkwürdig genug, zu ihrer vollen Auswirkung erst an einer Stätte der abgöttischsten Marienverehrung, nämlich im Kloster Maria Einsiedeln (Abb. 24 u. 26). Infolge des Parteitreibens, als nach der Schlacht von Marignano auch in Glarus bei den Machthabern die französische Anhängerschaft überhandnahm, war Zwingli dort unmöglich geworden, obwohl der größere



Abb. 18. Thomas Wytttenbach, seit 1515 Chorherr am Stift in Bern. (Zu Seite 6.)

Teil der Gemeinde fort und fort ihm gewogen blieb. So ließ er seine Pfarre durch einen Vikar verwalten, und nahm dafür die freilich nur mäßig dotierte Leutpriesterstelle an jenem weitbesuchten Wallfahrtsort „im finstern Walde“ an; am 14. April 1516 erhielt er seine Bestallung (Abb. 23). Hier war er den politischen Wirrnissen enthoben und fand dafür, mit dem Administrator des Stifts, Diebold von Geroldseck, bald eng befreundet, größere Muße für die ihm ans Herz gewachsenen Studien. Den Klassikern wurde er auch jetzt nicht untreu; aber die religiösen Fragen standen nunmehr weitaus im Vordergrund. Im Frühjahr 1516 erschien das griechische Neue Testament des Erasmus. Sehr bald ist es in den Händen Zwinglis, und im Winter 1516 auf 1517 machte er sich daraus eine Abschrift der paulinischen Briefe; er soll sie sogar im Wortlaut der Ursprache auswendig gelernt haben (Abb. 25). Zum Verständnis halfen ihm die von 1517 an herausgegebenen Paraphrasen zum Neuen Testament und andere Schriften des Meisters. Über seine „Anleitung zur wahren Theologie“ schrieb er am 22. Februar 1519: „Ich erinnere mich nicht, jemals aus einem Buche von ähnlichem Umfang solche Frucht empfangen zu haben. Gebe Gott, daß dieses edle Herz noch lange für uns schlage, damit es am Tische Christi

mit seinem süßen Honig uns bewirte.“ Neben Erasmus diente ihm der „Fünfsache Psalter“ des französischen Humanisten und Bibelforschers Le Fevre d'Étaples, den wir an anderer Stelle näher kennen lernen werden. Von den modernen Erklärern aber wandte er sich im Streben nach selbständigem Schriftverständnis zugleich zu den Kirchenvätern. Zahlreiche Randbemerkungen in den Ausgaben ihrer Werke sowie in jener griechischen Abschrift des Paulus beweisen, wie ernst und tief er in ihnen forschte.

Die neu gewonnenen Erkenntnisse gaben ihm jedoch noch keinen Anlaß zu praktisch-reformatorischem Wirken, so sehr gerade in Einsiedeln das Verderben der alten Kirche handgreiflich war. Mit dem Führer der päpstlichen Partei, dem Kardinal Schinner in Sitten (Abb. 28), blieb Zwingli fort und fort in freundschaftlichem Verkehr. Am 1. September 1518 ernannte ihn der Legat Pucci sogar zum päpstlichen Koluthenkaplan, trotzdem er im Sommer 1518 den Ablassprediger Bernhard Sanson, einen italienischen Barfüßer, der mit der gleichen Frechheit wie Tezel in Deutschland auftrat, offen bekämpfte. Im übrigen beschränkte sich der Leutpriester zu Einsiedeln in seiner amtlichen Tätigkeit darauf, auf der Kanzel statt der vielfach üblichen Heiligenlegenden, Reliquien- und Wundergeschichten das jeweilige Messeevangelium des Tages auszu-legen: nicht im Sinne der Polemik, sondern in einfacher Erklärung des Schriftinhalts, sowie er ihn bis dahin verstand, und unter kräftiger Betonung der sittlichen Momente. Die weitere Entwicklung glaubte Zwingli — auch darin ein Erasmusianer — den ihm gewogenen geistlichen Oberen und der Triebkraft des neu entdeckten Gottesworts überlassen zu können.

Immerhin durfte diese zuwartende Stellung sich nicht verewigen. So war es für den werdenden Reformator von entscheidender Bedeutung, daß er schon nach dritthalbjährigem Aufenthalt in Einsiedeln in einen Wirkungskreis



Abb. 19. Die Schlacht bei Novara. Kupferstich von Joh. Melchior Füssli im „Neujahrstuck der Zürcher Stadtbibliothek 1712“. (Zu Seite 8.)

gerufen wurde, wo die in ihm gärende Gedankenfülle ganz anders einschlagen mußte, als unter der fluktuierenden, abergläubischen Pilgerschaft des Wallfahrtsklosters. In Zürich, dem vordersten Orte der Eidgenossenschaft, war an der Hauptkirche, dem Großen Münster (Abb. 29 u. 30), mit dem nach alter katholischer Ordnung ein aus vierundzwanzig Chorherren und über dreißig Kaplänen bestehendes Chorherrenstift verbunden war, die Leutpriester-, d. h. die Stelle des Seelsorgers der dem Stift inkorporierten Pfarrei, frei geworden. Am 11. Dezember 1518 wurde Zwingli unter Vermittlung seines Freundes Mykonius, des Stiftslehrers, vom Kapitel zu diesem Amte gewählt, hauptsächlich um seiner humanistischen Gelehrsamkeit und seiner patriotischen Gesinnung willen. Die Jahre der Vorbereitung waren zu Ende; nun tat sich die Stätte seines großen Wirkens vor ihm auf. Doch gerade bei dem Übergang kam ein Umstand zur Sprache, der auf die gesamte Jugendentwicklung Zwinglis ein grelles Licht zurückwirft. Ein Punkt hatte in Zürich bei der Wahl Bedenken erregt: seine Haltung gegenüber dem Zölibatsgelübde. Man wünschte einen ernsten und sittenreinen Prediger; nun aber ging das Gerücht, der im übrigen sehr zusagende Kandidat habe sich mit einer Jungfrau, der Tochter eines angesehenen Mannes, vergangen. In der Tat konnte Zwingli den Vorwurf nicht durchaus von sich weisen. Am 4. Dezember 1518 legte er dem Choherrn Utinger ein offenes Geständnis ab. Wohl habe er vor ungefähr drei Jahren sich gelobt, fortan nach der Vorschrift des Paulus kein Weib zu berühren; aber schon nach einem halben Jahre sei er aufs neue gefallen. „Gott weiß,“ so setzt er hinzu, „zu meiner großen Beschämung hole ich dies Bekenntnis aus der Tiefe des Herzens heraus.“ Er meint sich jedoch zu rechtfertigen durch die Versicherung, daß er nie weder eine verheiratete Frau, noch eine unberührte Jungfrau oder eine Nonne in ihrer Ehre gekränkt habe. Die Person, mit welcher er den Umgang nicht leugnen wolle, sei nur eines Barbiers Tochter und schon vorher verderbt genug gewesen. In Zürich befriedigte diese Erklärung, wie denn auch in Einsiedeln, soviel wir wissen, niemand an dem Berichteten Anstoß nahm. Da haben wir wieder ein Beispiel für die sittliche Verwilderung, die im engen Zusammenhang mit dem Zölibatszwang am Ausgang des Mittelalters um sich gegriffen hatte. Man erwartete von einem Priester allgemein nichts Besseres. Dennoch bleibt es tief schmerzlich, den sonst so hochgemuten, tapfern Zwingli, den man schon als den künftigen Evangelisten Zürichs begrüßte, in diese Dinge verflochten zu sehen. In seinen Lehrjahren hatte er in Erkenntnis und Charakter sehr viele zukunftsreiche Reime aufgenommen — und doch mußte er noch ein anderer werden, sollte das große Werk, zu dem er sich anschickte, gelingen.

In der Innenseite des
Fußes eingraviert:
„Calix Uly Zwingli 1516.“



Im Besitze des
Schweizerischen Landes-
Museums in Zürich.

Abb. 20. Zwinglis Meßkelch in Glarus.



Abb. 21. Die Schlacht bei Marignano.

Kupferstich von Joh. Melchior Füßli im „Neujahrstuck der Zürcher Stadtbibliothek 1713“. (Zu Seite 8.)

III.

Am 27. Dezember 1518 traf Zwingli in Zürich ein. Am letzten Tage des Jahres stellte er sich seinem Kapitel vor und erklärte, er werde nicht über die jeweiligen Perikopen predigen, sondern das Wort Gottes fortlaufend auslegen. Nicht menschlicher Verstand, sondern der Sinn des Geistes solle ihn leiten, den er durch Studium und Gebet zu erfassen hoffe. Einer der Chorherren, Konrad Hofmann, legte sofort Widerspruch ein. Trotzdem führte Zwingli seit dem 2. Januar 1519, dem ersten Sonntag im Jahre, seine Absicht durch, und zwar in planmäßiger Ordnung. Er selbst hat es später geschildert: zuerst habe er das ungeschmälerte Evangelium nach Matthäus gepredigt, dann zur Schilderung der Ausbreitung des Evangeliums die Apostelgeschichte, weiter den 1. Timotheusbrief als einen Kanon christlicher Sittenlehre, den Galaterbrief zur Unterweisung über den Glauben, endlich zur Bestätigung der Lehre des Paulus die beiden Episteln Petri. Als er dies schrieb, im August 1522, war er gerade beim Hebräerbrief. Am 8. Juli 1526 hatte er, wie schon hier erwähnt sei, das Neue Testament vollendet und begann das Alte mit 1. Mose. „Er redete auch nichts,“ sagt der Chronist Bernhard Wyß, der unter seiner Kanzel saß, „ohne Bewährung durch das göttliche Wort, was er allewege mit dem Worte Gottes aus Altem und Neuem Testament bewähren konnte.“

Welchen Charakter trug die Predigt Zwinglis in diesen Anfangsjahren? Leider empfangen wir darüber bis zum Erscheinen seiner ersten Schriften, d. h.

bis 1522, nur sehr lückenhafte Nachricht. Am bestimmtesten ist in den wenigen hier und da zerstreuten Mitteilungen die ethische Richtung seiner Verkündigung, der Nachdruck, mit welchem er Buße und Besserung des Lebens forderte, bezeugt. Der Chorherr Hofmann, der seit jenem ersten Anstoß alles ihm Mißfällige sammelte, beschwert sich in seiner nach und nach entstehenden Klageschrift, Zwingli habe alles, was „in jeglicher Gassen, Trinkstuben, Wirtshaus, Kloster oder geistlichen Stätten“ vorgegangen sei, so genau und mit so schimpflichen Worten geschildert, daß mancher Zuhörer gedacht habe, er sei insonderheit von dem strafenden Prediger gemeint. In dieser populären Weise brachte er auch politische Dinge, sogar die deutsche Kaiserwahl 1519, auf die Kanzel. Dagegen scheint er in der Kritik der Kirche und ihrer Lehren noch zurückgehalten zu haben. Zwar predigte er auch in Zürich scharf wider den Ablassträger Sanson, aber das entsprach nur einer in der Schweiz weit verbreiteten Stimmung. Der Bischof von

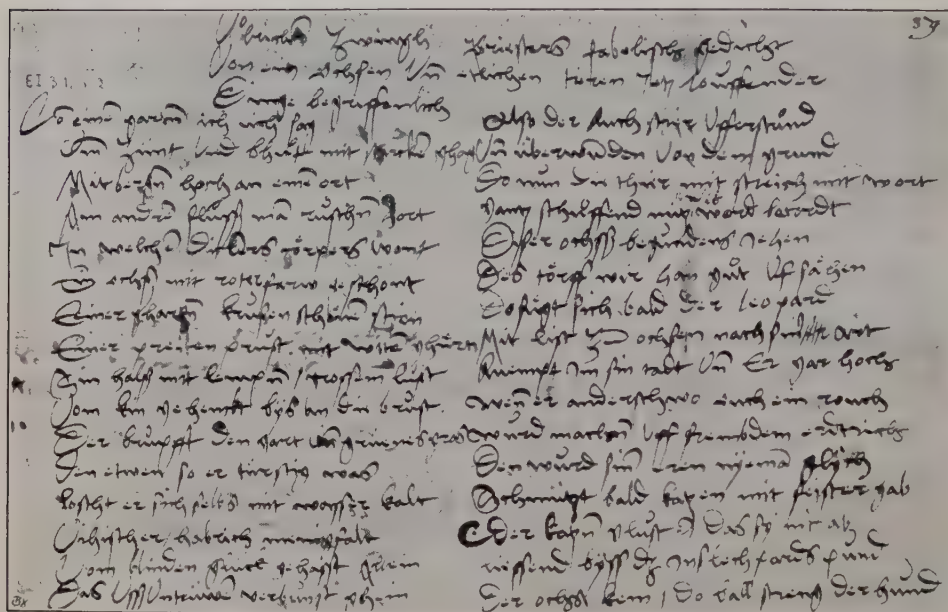


Abb. 22. „Ulrich Zwingli, priesters, fabelhaft gedicht von ein ochsen und etlichen tieren, die lauffender Dinge begriffenlich“. Bruchstück einer zeitgenössischen Abschrift des zu den ersten literarischen Arbeiten Zwinglis gehörenden Gedichtes. Im Besitz des Zürcher Staatsarchivs. (Zu Seite 9.)

Konstanz hatte ihn ausdrücklich dazu aufgefordert, und die gerade in Zürich versammelte Tagsatzung erwirkte sogar ein tadelndes Schreiben des römischen Stuhles selber gegen den Mönch. Im übrigen wird Zwingli in den Klagen über die hergebrachten Satzungen und das Verderben der Klöster, die Hofmann anmerkte, über die Linie der erasmischen Reform nicht wesentlich hinausgegangen sein. Auch mit seinem positiven Verständnis des Evangeliums mag es während des Jahres 1519 noch unsicher bestellt gewesen sein. Wir wissen darüber kaum mehr, als was Bullinger berichtet: „In seinen evangelischen Predigten preist er Gott den Vater und lehrt alle Menschen allein auf Gottes Sohn . . . als den einigen Heiland vertrauen.“

Doch führte in diesem Innersten bald ein persönliches Erlebnis zur Vertiefung. Im Herbst 1519 brach durch die Pest ein gewaltiges Sterben über die Schweiz herein: gegen zweitausendfünfhundert Menschen sollen allein in den drei Pfarren Zürichs mit den zugehörigen Dörfern hingerafft sein. Zwingli, gerade im Bade Pfäfers, eilte

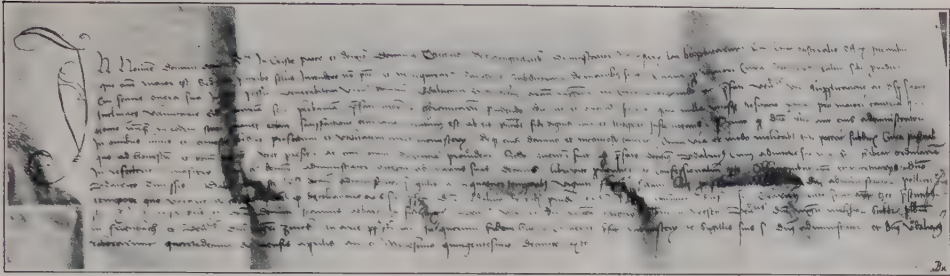


Abb. 23. Urkunde über die Ernennung Zwinglis zum Leutpriester in Einsiedeln durch Diebold von Geroldsd. 14. April 1516. Im Zwingli-Museum der Stadtbibliothek zu Zürich. (Zu Seite 10.)

sofort zu seiner Herde zurück, und auch ihn befiel Ende September die Krankheit, so daß sein Leben in höchster Gefahr schwebte. Doch während sein Bruder Andreas an der Seuche starb, genas er wieder. Anfangs November ist die Krisis überstanden; am 30. Dezember legte er das letzte Pflaster von der Pestwunde ab. Gleich nach der günstigen Wendung dichtete er in der kunstvollen Weise des Meistergesangs ein Gebetslied und schuf auch eine Melodie dazu. Wieder ist dies Gedicht in drei Strophen, die seine Stimmung „im Anfang“, „inmitten der Krankheit“ und „in der Besserung“ widerspiegeln, das wichtigste Denkmal seiner religiösen Stellung aus dieser Zeit. Die erste Strophe lautet wörtlich (mit kleinen Änderungen in der Orthographie):

„Hilf, Herr Gott, hilf
in dieser Not!
Ich mein, der Tod
sey an der Thür.
Stand, Christe, für,
dann du ihn überwunden hast!
Zu dir ich gilff [schreie]:

Ist es dein Will,
züch uß den Pfl,
der mich verwundt!
Nit laßt ein Stund
mich haben weder Ruh noch Raht!
Wilt Du dann glich
tot haben mich



Abb. 24. Einsiedeln. (Zu Seite 10.)

ab! Die Sünde wurde ihm zum Stachel des Todes; daher die Furcht vor des Teufels Anfechtung, gegen die er seinen Gott und Christus um Gnade und Erlösung anruft. Damit trat die religiöse Grunderfahrung der Reformation Zwingli nahe. Zwar ist das lösende Wort noch nicht gefunden, da von Sündenvergebung und Zurechnung der Versöhnung Christi noch nicht die Rede ist, geschweige denn die Verbindung des Rechtfertigungsgedankens mit der Allwirksamkeit Gottes schon hergestellt ist. Wir sehen, Zwinglis innere Entwicklung verläuft durchaus nicht sprunghaft, sondern langsam, stufenweise; von einer Bekehrung an einer bestimmten Stelle kann bei ihm nicht die Rede sein. Aber der Boden der Herzensgefinnung ist nunmehr zubereitet, auf dem der Same des reformatorischen Evangeliums jetzt erst recht keimen und dann in eigentümlicher Kraft und Gestalt aufgehen konnte.

Der Mann aber, welcher seinem ganzen Geschlecht das lösende Wort sprach, gewann offenbar gerade um diese Zeit auch auf den suchenden Zürcher nachhaltigen Einfluß. Zwingli war schon im April 1518 auf Luther hingewiesen worden und hatte sich mit lebhaftem Interesse seine ersten Schriften verschafft, doch hauptsächlich, wie er am

7. Juni 1519 schreibt, in dem Wunsche, daß seine Gemeinde durch den zweiten Zeugen um so mehr in der Wahrheit befestigt werde. Überhaupt wollte er es nie zugeben, in der Erkenntnis des Evangeliums von dem Wittenberger irgendwie abhängig zu sein. Als er angefangen habe, den Matthäus zu predigen, so spricht er sich im Jahre 1523 in der Auslegung der Schlußreden aus, habe ihm Luthers Schrift wenig geholfen. Ja, er habe, noch ehe er Luther nennen hörte, begonnen, Griechisch zu lernen, damit er die Lehre Christi aus dem „Selbstwort“

Gottes schöpfen könne. Wie dürfe man ihn da lutherisch schelten? Nicht minder bestimmt leugnete er später im Streit mit Luther, daß von dem Reichtum, den Gott jenem geschenkt, auf ihn



Abb. 26. Kloster Einsiedeln zu Zwinglis Zeiten. Aus der handschriftlichen Chronik des Luzerners Schilling. Dargestellt ist der Brühl, auf dem von alters her Volksfeste mit altschweizerischen Leibesübungen (Springen, Stein-
stoßen, Ringen) stattfanden. (Zu Seite 10.)

etwas gekommen sei. Aber an beiden Stellen rühmte er zugleich den Wittenberger als den treuen David, der es zuerst gewagt habe, den Goliath anzugreifen, als den Herkules, der den römischen Stier tötete und den erdgeborenen Antäus erdrückte. Zum mindesten war demnach Luthers Vorschreiten für den Schweizer eine starke Ermutigung, auch seinerseits auf der reformatorischen Bahn kühner vorzugehen. Aber darüber hinaus haben sicherlich Luther und seine großen Schriften von 1519 und 1520, z. B. die Resolutionen wider Eck und der Galaterkommentar, stärkeren Einfluß ausgeübt, als Zwingli sich selbst bewußt war. Zumal gilt dies von der innerlichen Erfas-



Abb. 27. Brustbild Zwinglis. Holzschnitt von Hans Wper für die 1548 erschienene Stumpfische Chronik. Vermutlich nach der Medaille Stampfers (S. VIII) angefertigt.



Abb. 28. Kardinal Matthäus Schinner in Eitten. (Zu Seite 11.)

sung der evangelischen Heilswahrheit. Wie würde sich's sonst erklären, daß die späteren Randbemerkungen in jener Abschrift der paulinischen Briefe, bei denen die Eintragungen nach 1519 sich durch gewisse Kennzeichen der Schrift von den früheren unterscheiden, in der Lehre von Gnade und Rechtfertigung eine unverkennbare Vertiefung aufzeigen? Nun bedeutet das Evangelium für ihn nicht mehr: das Gesetz nach dem Geiste halten, sondern die Sündenvergebung und die Glaubensgerechtigkeit für den Sünder, der in sich nichts als Ohnmacht und Verschuldung findet. Das hatte er nicht von Erasmus gelernt; das war die Botschaft, die Luther als eigenste Errungenschaft verkündete.

Daher sehen wir es trotz der entgegensehenden Mei-



Abb. 29. Die Zürcher Altstadt mit dem Grossmünster.
Aus Murers Stadtplan, um 1480. (Zu Seite 12.)

nung anderer Historiker als gesicherte Tatsache an: Zwingli wird ums Jahr 1520 durch die persönliche Erfahrung in der Krankheit und durch die Einwirkung Luthers aus einem Vorkämpfer für erasmische Reform zum Reformator im evangelischen Volkssinn des Wortes geworden sein. Sofort mußte der Umschwung auch seinen Predigten zugute kommen. Persönlich brach Zwingli mit dem Papsttum, indem er die bis 1520 noch bezogene Pension von fünfzig Gulden ausdrücklich zurückwies. Zur Entschädigung für den Ausfall in seiner nur knappen Einnahme wurde er am 29. April 1521 zum Chorherrn bestellt, womit zugleich das Zürcher Bürgerrecht verbunden war. So von einer Rücksicht frei, die ihn auch vorher nicht wirklich gebunden, hielt sich Zwingli doch noch jezt im ganzen in gemäßigten Bahnen. Nicht der Kampf, sondern die schlichte Erbauung in Gottes Wort und vorzüglich die sittliche Erneuerung blieb auch in den ersten zwanziger Jahren das Hauptziel in Zwinglis Predigt.

Ihr aber war ein Erfolg beschieden, wie er in der Geschichte, die von den Klagen der Prediger über die Unwirksamkeit ihrer Verkündigung widerhallt, einzigartig dasteht. In drei bis vier Jahren wurde Zürich, bisher der Vorort der Schweizer in rauher Kriegslust und üppiger Schwelgerei, der Vorort und der Hort des Evangeliums. Zu solcher außerordentlichen Wirkung wird die echt volkstümliche, mannhafte Gestalt, das ganze dem Schweizer Patrioten so sympathische Gehaben des Mannes auf der Großmünster-Kanzel auch ihren Beitrag geliefert haben. Doch die gewaltige Macht der Predigt Zwinglis war in der Hauptsache der siegenden Kraft des Evangeliums zu danken, die ja gerade in jenen Jahren die ganze deutsche Nation wie nie zuvor und nie nachher ergriff. In dem Schweizer Kanton schlug sie sonderlich schnell, aber auch im übrigen höchst eigenartig ein. Der erste große Erfolg Zwinglis war nämlich nicht ein

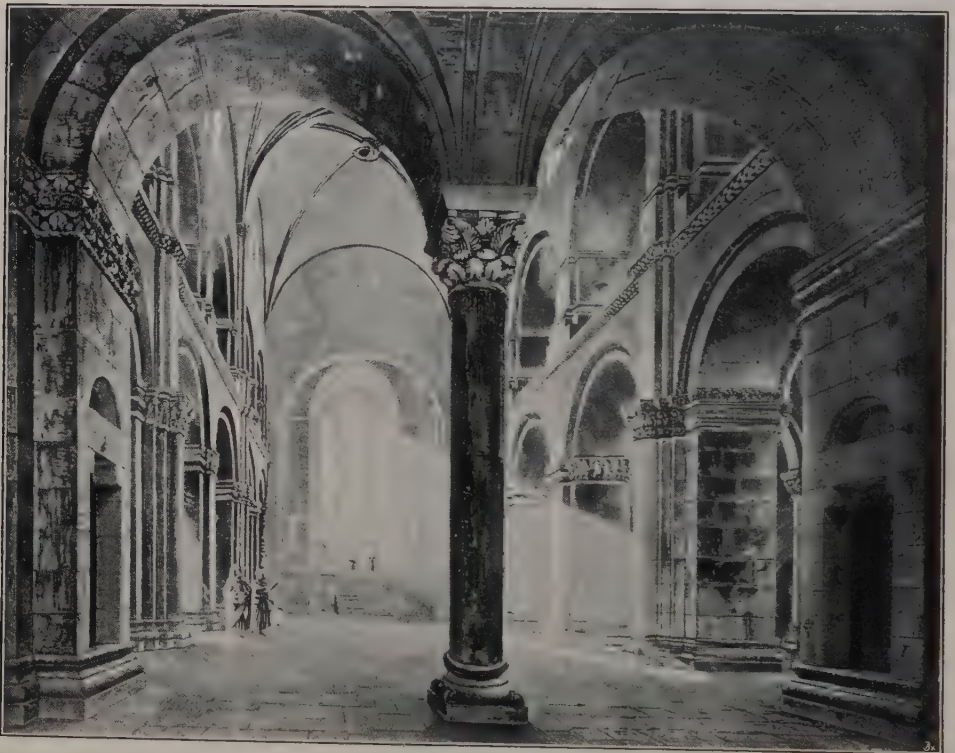




Abb. 31. Das alte Rathaus in Zürich mit der „Zunft zum Schneck“.

kirchlicher, sondern ein sozial-politischer: das Verbot des Reislaufens. Im Mai 1521 lehnte Zürich das französische Solddbündnis, das alle andern Kantone beschworen, trotz der pekuniären Verluste, trotz der gänzlichen Isolierung unter den Eidgenossen ab. Am 11. Januar und 15. November 1522 wurden die fremden Pensionen überhaupt endgültig abgeschafft. Gewiß hatte einen solchen Beschluß eine kräftige Partei in Zürich schon längst erstrebt; dennoch war er das Hauptverdienst des patriotischen Predigers. Als die Zwölf Orte im Solde der Franzosen bei Bicocca nordöstlich von Mailand am 27. April 1522 eine neue empfindliche Niederlage erlitten, wandte sich Zwingli auch an die im Mai tagende Landsgemeinde in Schwyz — zu der sein alter Wirkungskreis Einsiedeln gehörte — mit einer in drei Tagen geschriebenen und als Flugschrift gedruckten „göttlichen Vermahnung“ (Abb. 33). Der „einfaltige Verkünder des Evangelii Christi Jesu“ hält hier in gar treuherziger, mit viel biblischen Sprüchen und Beispielen aus der Antike ausgeschmückter Rede den „ältesten Eidgenossen“ alles Unheil der fremden Kriegsdienste vor, den dräuenden Zorn Gottes, das Elend, das sie über die fremden Völker brächten, die Bestechlichkeit, Sittenlosigkeit und Uneinigkeit in der Heimat. Mit unter dem Eindruck dieser Schrift entschloß sich Schwyz in der Tat ebenfalls zur Absage wider das Reislaufen, blieb aber dabei leider nur sehr kurze Zeit, trotz einer 1524 erneuten „treuen und ernstlichen Vermahnung“ Zwinglis an die Eidgenossen. So hatte zuletzt außerhalb Zürichs der Eifer Zwinglis vielfach nur die Folge, daß der Haß der Franzosenfreunde gegen seine sittliche und patriotische Haltung auch auf seine religiösen und kirchlichen Bestrebungen fiel.

In Zürich dagegen folgten dem Siege auf dem sozialen und politischen Felde die reformatorischen Schritte auf dem Fuße. Bezeichnenderweise kam der Anstoß aus der Gemeinde, und zwar bei einer Frage der kirchlichen Sitte. Einige, zum

Teil hochangesehene Männer, wie der Chorherr Uttinger und der Buchdrucker Froschauer, glaubten des Evangeliums und der daraus fließenden Freiheit jetzt hinlänglich berichtet zu sein, und brachen im Frühling 1522 das Fastengebot. Zwingli, der in dem Falle Froschauers zugegen gewesen war, allerdings ohne selbst mitzuessen, trat am 23. März für seine Zuhörer ein in einer Predigt wider die Gewissensbelastung und Wertgerechtigkeit der äußerlichen Satzungen. In der Aufregung, die entstand, ordnete der Rat eine Untersuchung an. Der Bischof von Konstanz (Abb. 35) aber schickte ein Mandat und am 7. April sogar eine Abordnung mit dem Weihbischof an der Spitze, welche im Kapitel der Geistlichkeit wie vor kleinem und großem Rate die Unterwerfung unter die alten Bräuche der Kirche forderte. Doch die Bürger gaben Zwingli Gelegenheit, sich zu verteidigen; und



Abb. 32. Das Haus „zur Sul“, Zwinglis erste Amtswohnung in Zürich (1522–1524). Nach Photographie. Die Inschrift der an dem Hause angebrachten Gedenktafel lautet: Ulrich Zwingli 1522–1524, Jakob Ceporinus 1524–1525, Conrad Pellicanus 1526–1533, Josias Simmler 1533–1576.

das Resultat war, daß der Rat zwar weitere Übertretungen verbot, aber zugleich den Bischof ersuchte, auf geordnetem kirchlichem Wege Einigung und Klarheit über die Satzungen Christi herzustellen. Nachdem die Sache so weit gediehen, trat Zwingli vollends ans Licht der Öffentlichkeit, indem er die erweiterte Predigt vom 23. März unter dem Titel „von Erlesen und Freiheit der Speisen“ am 16. April 1522 herausgab (Abb. 36), die erste seiner reformatorischen Schriften, welche wie die bald folgende Vermahnung an die Schwyzler und viele andere unter dem Motto ausging: „Kummend zu mir alle die arbeitend und beladen sind, und ich will üch Ruh machen.“

Von da ab drängten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag. Der Konstanzer Generalvikar Joh. Heierlin, latinisiert Faber, wurde aus einem Anhänger der neuen Theologie jetzt, wo es darauf ankam, der schärfste Gegner der reformatorischen Bestrebungen in der Schweiz. Von ihm aufgestachelt, sandte der Bischof Hugo von

Landenberg am 24. Mai neue Briefe an Rat und Kapitel in Zürich, welche geschickt auf die entstandene Unruhe und Zertrennung hinwiesen und, auch ihrerseits einen biblischen Ton anschlagend, desto wirksamer zum Gehorsam gegen die Ordnungen der Kirche mahnten. Gleichzeitig äußerte sich sogar die Tagfagung der Kantone, zum erstenmal mit Glaubensfragen beschäftigt, zugunsten der alten Kirche. Zwingli aber antwortete, jetzt mit immer größerer Kühnheit und Offenheit die reformatorische Aufgabe ergreifend, mit neuem Angriff. Er tat sich mit zehn Genossen zusammen, darunter dem fränkischen Priester Simon Stumpf zu Höngg im Kanton Zürich und dem alten Freunde Leo Jud, der seit 1519 in Einsiedeln, gerade um diese Zeit zum Leutpriester an St. Peter in Zürich gewählt war. Mit ihnen wandte er sich in je einem lateinischen und deutschen Schreiben, die bald auch im Druck ausgingen, am 2. und 13. Juli 1522 an Bischof und Tagfagung

Ein göttlich Vermächtnis an die Er

famen weyßen/Ernueßten/elaffen Eidno
fenzu Schwytz/das sy sich vor fremden
herren hütend in entladend Nuld
richi Zwinglij Einualligen ver
künder des Euangelij
Christi Jesu.



Et hat denn menschen

End al
leinmutter

wollen auß dem dreydeich schaffen als
Genesim. am. iiij. capitel. fiedt. auß sein
anderer vrsach als mich mit bedene
fi. diu der ripsigier der matri. des
auf er gemacht wer. iun demuigheit. und die gemeinn
mutter aller mensche die erd er kindt milchlose süßwer
einander erheben nach wirtzschad. werden so sich
leben von einer mutter gleich geborn iun gleichheit ge
neert werden. Zu das der himelich vater. er alle men
schein badt wellen laßten küninnen vom ein vater
er idam ist auß allen iun angest wegnen be
scheiden süßteier er wolde gansen weilems mals
küninnen mit menschen hüllen oder so auß linderf
geformten stennenn machen wie die Poeten vom
Sancione und Pirrha geredet hat. Den regenn
ten menschen bat er auch auß sein gisaltzard bildeus
gemacht Genes. Das wie die drey personen vatter
iun gisft ein emiger got sint dinn selber nit selst
die noch wirtzschaden mag. Also auch d mensche

il vengano in qualità d'usciere

ben eins freyjam und gleichheilig war: da Christus
auch gar gemeinlich da zuhynckel vater gebürt hat
Job. viii. Vatter ich heilig bin: da zu mir gegebe-
in deinem nomen. Ich bin es: fuynd gleich wie ir.
A. Das ist dan anfang der ghesteinnig angehen
deser heilich funder auch in der weidgeburt: der ma-
Christus begabet: das wir ob dieplich gleich in der
reysung mit nit vereinigten inder in der geistlich-
in weidgeburt mit ernewung in einem geist. In
einen gluben in einem tauff in einem edler. In
Christo ein werden: als heilich Paulus van Ephe-
siii. schreibe. Ich ermanne euch der vrm gots will-
gangenheit: das ir gleichsam 3 berührung in die be-
ruff sein wandlin mit ganser demureit in ten-
in nit barrender gebud. Also die inder vber fess-
in lobe und fleisich in behalten die einseit des geists
in dem band des freyden. Dann ir einseit des geists
in ein geist: also in einer heilich vaders beruff
beruff sein. Ich enen: ein gluber: ein tauff: ein got
vater aller dingen: in die durch alle ding: und i-
och allen. In der bereiff da got durch de gelange
Paulus. Ich enen in engeleit ir frid ermanne
ich: das wir einlichsam sein: des heilich Christu
in ein geist: ob erst in dem das alle mensche die
hoffnung gleubend: dieff da wir alle hofend in der
in der bereiff hat Christus. Fuynd warer got in
mensch: wir habben einen herre: einen glaube: ein tauff
ermen got: der vnsir vatter fuynd in vns wone
der seinet geist. Von dem noch vnt zu reden: ver doch
seu wir vns wegen genoch in ant finieren.

a m

Abb. 33. Aus Zwinglis Schrift wider das „Reislaufen“. 1522. Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 21.)

mit der „freundlichen Bitte und Ermahnung“ um Freilassung des Evangeliums und Duldung der Priesterehe. Beide Zuschriften, zumal die deutsche, enthalten einen Nachweis der Verwerflichkeit des Zölibats, der mit reformatorischer Klarheit und seltener Belesenheit aus Schrift und Kirchenvätern geschöpft ist, sowie einen beweglichen Gewissensappell der durch die Menschenanzug zur Sünde getriebenen Priester. Zwingli, der Verfasser, hatte — übrigens seit seiner Ankunft in Zürich nach dem Befund der Quellen durchaus untadeligen Lebenswandels — die Erlaubnis vorweggenommen, indem er wahrscheinlich schon zu Anfang 1522 mit Anna Reinhard, der Witwe eines Edelmannes Hans Meyer von Knonau, eine heimliche Ehe schloß. Öffentlich freilich ließ er die Gewissensverbindung erst 1524 einsegnen, nachdem ihm andere kühnere Priester mit diesem Schritt schon seit Ende April 1523 vorangegangen waren. Wohl fällt demnach auf den Anteil Zwinglis an der Begründung des evangelischen Pfarrhauses noch ein Schatten aus den Umständen des mittelalterlichen Wesens. Trotzdem bedeutete die Gestaltung der Dinge schon seit 1522 für ihn eine Befreiung von langjährigem inneren Drucke.

Um so freudiger und schärfer wurde seine Polemik auf der Kanzel. Jetzt forderte er in aller Bestimmtheit und im weitesten Maße zum Bruch mit der alten Kirche auf. So predigte er wider das Klosterleben, den Beichtbetrieb, die unbiblischen Feste u. dergl., wobei er schon jetzt sich an den Grundsatz hielt, alle veräußerlichten und der Veräußerlichung dienenden Bräuche der Kirche auch dann zu verwerfen, wenn sie nicht gerade mit einer bestimmten Schriftstelle im Widerspruch ständen. Natürlich wehrten sich die Altgesinnten, zumal die zahlreichen Mönche in der Stadt gegen solche Angriffe. Am 21. Juli fand eine Konferenz einer Deputation des Rates mit den Leutpriestern, den Lesemeistern der Klöster, dem Stiftspropst Frei und dem Johanniter-Komtur Schmid von Rüsnach, einem schon seit Jahren auf Zwinglis Seite stehenden Freunde, statt. Hier wurde nach Anhörung der Parteien entschieden, nur das Evangelium, Paulus und die Propheten, aber nicht Scotus und Thomas, sollten gepredigt und auch die Klöster

der evangelischen Verkündigung geöffnet werden. Den gleichen Beschluß faßte am 19. August in Rapperswil das Landkapitel, d. h. die gesamte Geistlichkeit des Kantons. Damit war der Wille zur Reformation prinzipiell ausgesprochen.

Bald darauf, im Spätsommer 1522 faßte Zwingli die Ergebnisse der bisherigen Kämpfe in drei Druckschriften zusammen: in dem lateinischen „Archeteles“ (Abb. 37), der Erwiderung jener bischöflichen Zuschrift vom 24. Mai, welche als ein erstes und letztes Wort direkter Verantwortung gegenüber dem Oberhirten den Streit definitiv zum Austrag bringen wollte; ferner in zwei erweiterten Predigten, der einen „von Klarheit und Gewißheit des Wortes Gottes“, der anderen „von der ewig reinen Magd Maria“ (Abb. 38). Diese Schriften im Vereine mit den schon genannten aus dem Jahre 1522 geben endlich von dem Prediger Zwingli,

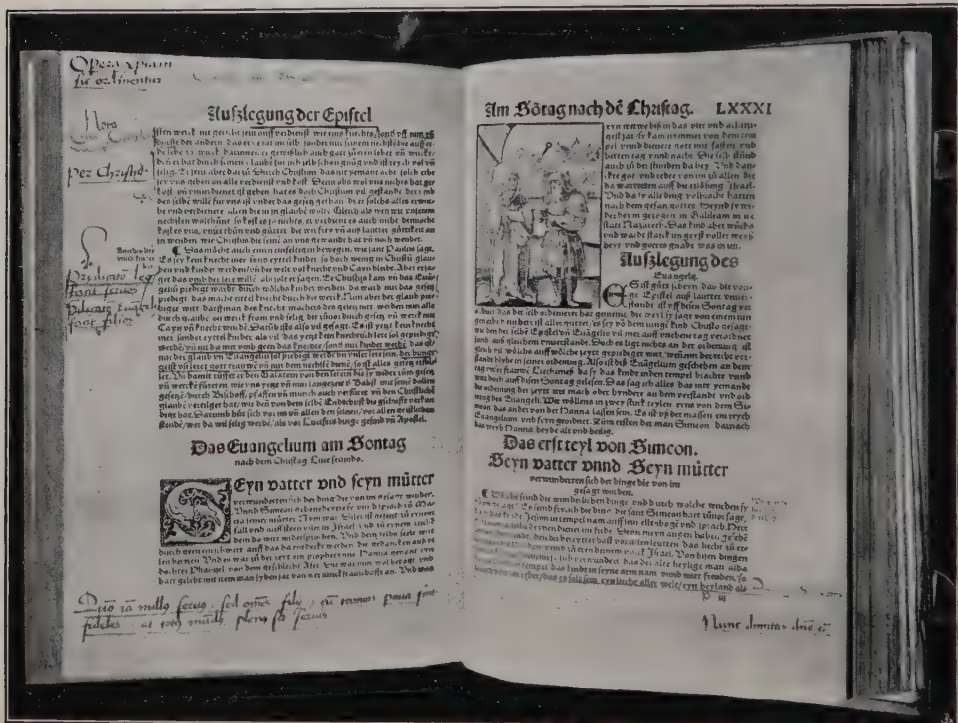


Abb. 34. Aus Martin Luthers „Auslegung der Episteln und Evangelien“. Basel, Adam Petri. 1522. Mit Randbemerkungen von Zwinglis Hand. Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 18.)

der mit seiner Verkündigung die ganze Stadt Zürich umwandelte, ein deutliches Bild. Wohl geordnet, gar lebendig und anschaulich ist seine Rede, von warmem, fast leidenschaftlichem Gefühl erfüllt, dazu mit volkstümlich derben Ausfällen und Sprichwörtern, hier und da auch mit Spott und Satire gewürzt. Voll hoher Zuversicht steht er vor der Gemeinde in Zürich als ihr rechter evangelischer Bischof, voll Freude über das goldene Zeitalter, das nun angebrochen, da Christus hervorblühen, und das Evangelium der Freiheit als Licht in alle Irreal fallen werde. Das Evangelium legt er aus im Sinne der Heilserfahrung der Reformation. Niemand kann aus eigener Kraft der Gerechtigkeit Gottes genug tun; doch Gott hat seinen Sohn zur Bezahlung der Schuld gesandt, und das ist die Gnadenbotschaft, welche die erschrocken Gewissen tröstet. Indes steht die Verkündigung der Glaubensgerechtigkeit bei Zwingli nicht entfernt in gleicher Weise im Mittelpunkt wie bei Luther. Vielmehr geht es ihm hauptsächlich darum, für die praktischen



Abb. 35. Bischof Hugo von Landenberg in Konstanz. (Zu Seite 22.)

aber war offenbar seine Art das Rechte; über alles Erwarten rasch gelangte er an das nächste Ziel seiner reformatorischen Bestrebungen.

IV.

Trotz des Ratsbeschlusses vom Sommer wollte sich der Zank der neuen und der alten Prediger von Kanzel zu Kanzel noch nicht legen. Eines Tages unterbrach Leo Jud, schon anwesend, obwohl er erst für Lichtmeß 1523 berufen war, mehrmals die Predigt eines Mönches in der Augustinerkirche, und darüber kam es beinahe zum Handgemenge. Der Bischof von Konstanz aber machte keine Miene, nach dem ihm ausgesprochenen Wunsche eine kirchliche Versammlung zur Schlichtung der Händel einzuberufen. Da zerhieb der Zürcher Rat kurzerhand selbst den Knoten. Auf Zwinglis Andringen forderte er am 3. Januar 1523 alle Priester in Stadt- und Landgebiet Zürichs, oder „wenn sonst ein Priester dazu zu reden willens wäre“, auf, am 29. Januar vor ihm im Rathaus zu erscheinen, und „mit göttlicher Schrift und Wahrheit“ zu bewähren, ob die Predigtweise Zwinglis und seiner Anhänger recht

Streitfragen des Jahres 1522 die „Kundschaften“ des Wortes Gottes, eine nach der anderen, in ihrem „wahren, natürlichen Sinn“ zu deuten. Nicht Menschensatzungen, sondern die in der Schrift niedergelegte Offenbarung Gottes, die sich durch den Geist Gottes unmittelbar als Wahrheit bezeugt, will Zwingli als Richtschnur für die Lehre wie für das Leben der Christen darbieten: dies das charakteristische Ziel, das er seiner Predigt stellt.

So merkt man deutlich die Schule, in welcher der Reformator geworden ist.

Zwar geht er durch die Kühnheit und die Tragweite seiner Forderungen über Erasmus weit hinaus, zwar ist seine Heilserkenntnis durch Luther wesentlich vertieft — und doch ist er seinen Anfängen treu geblieben. Die Eigentümlichkeit und die Kraft seines Auftretens liegt gerade in der Verschmelzung dessen, was der große Humanist und was der große Reformator ihm gegeben. Für Zürich

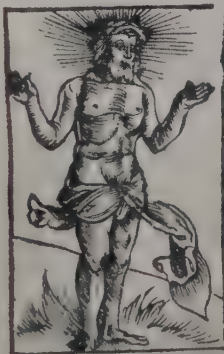
Von erkiesen und

freyheit der spyen.

Von ergernus vn̄

verböserung.

Obmā gwalt hab die spyse zū
erlichen zytē verbieten/ meynung
Huldriche Zwingli
zu Zürich geprediget im. M. S. XXII. Jar.



Christus Mathei. XI.
Rühend zu mir alle die arbeitend
vnd beladen sind/ vnd ich
wil ūch rüh machen.

Seß walt Got.

Abb. 36. Titelblatt von Zwinglis Schrift: „Von Erkiesen und Freyheit der Spyen“, der ersten seiner reformatorischen Schriften. 1522. Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 22.)

sei oder nicht. Dem Bischof solle eine „Anzeige“ geschickt werden, damit er oder „seine Anwälte, wenn sie wollten, auch dabei sein möchten“. Also eine Disputation, vom Räte veranstaltet, und — so ist offenbar die Meinung — auch vom Räte entschieden, sollte über die große Frage der Zeit Licht schaffen. Bekanntlich hat später in vielen Städten und Ländern derselbe Weg die Reformation zum Siege geführt; doch bleibt es ewig denkwürdig, daß Zürich ihn so früh beschritt. Die freien Schweizer, welche sich gegenüber den sie umschmeichelnden politischen Großmächten fühlten, fanden es leicht, auch in geistlichen Dingen der eigenen Einsicht zu folgen. Der einfache Gedanke: nicht „Menschentand“, sondern das Evangelium, die Schrift als die Botschaft Gottes selber, hatte die einfachen Gemüter ergriffen und führte sie über alle Bedenken und Schwierigkeiten schnell hinweg.

Zwingli schrieb als Zusammenfassung seiner Predigt und als Grundlage für die Disputation 67 „Schlußreden“ oder Thesen nieder, das erste Bekenntnis des reformierten Protestantismus (Abb. 39). Die Sätze sind vielleicht das Beste, was wir aus seiner Feder besitzen. Als den Inhalt der Schrift stellt er Christum dar: „Summa des Evangeliums ist, daß unser Herr Christus Jesus, wahrer Gottes Sohn, uns den Willen seines himmlischen Vaters kund getan und mit seiner Unschuld vom Tod erlöst und Gott verjöhnt hat“ (These 2). „Dannher der einig Weg zur Seligkeit Christus ist aller, die je waren, sind und werden“ (3). „In deß Glauben steht unser Heil, und Unglauben unser Verdammnis; denn alle Wahrheit ist klar in ihm“ (15). „Die Kirche ist die Hausfrau und der Leib Christi, die Gemeinschaft der Gläubigen, die unter dem Haupte stehen und nichts wider es tun dürfen“ (7—10). Und dann zeigt Zwingli in treffenden Schlagern, daß alle Menschenatzungen wider Christus und sein Evangelium sind; um nur einiges anzuführen: der Papst wider das Hohepriestertum, die Messe wider das Opfer, die

Heiligen wider die Mittlerschaft, die guten Werke und Verdienste wider die Gnadengerechtigkeit, die Speißeverbote wider die Freiheit Christi. Auch vergißt Zwingli nicht zu bemerken, daß die weltliche Obrigkeit ihre „Kraft und Befestigung aus der Lehr und Tat Christi“ habe, dagegen nicht die geistliche Gewalt.

Das Unternehmen der Zürcher machte, wie begreiflich, selbst in der Ferne Aufsehen, so daß unter den etwa 600 am 29. Januar Versammelten auch manche Ausländer sich befanden. Die Eidgenossen hatten den Besuch allerdings abgelehnt, ja verboten. Dagegen sandte der Bischof vier Abgeordnete, darunter den Generalvikar Faber. Sie traten anfänglich mit der Erklärung auf, nicht zum Disputieren, sondern nur als Zuschauer und freundwillige Beihelfer zur Schlichtung der Streitigkeiten gekommen zu sein. Gleichwohl wußte man sie ins Gespräch zu ziehen, und sofort spitzte sich die Verhandlung zu einem Kampf zwischen

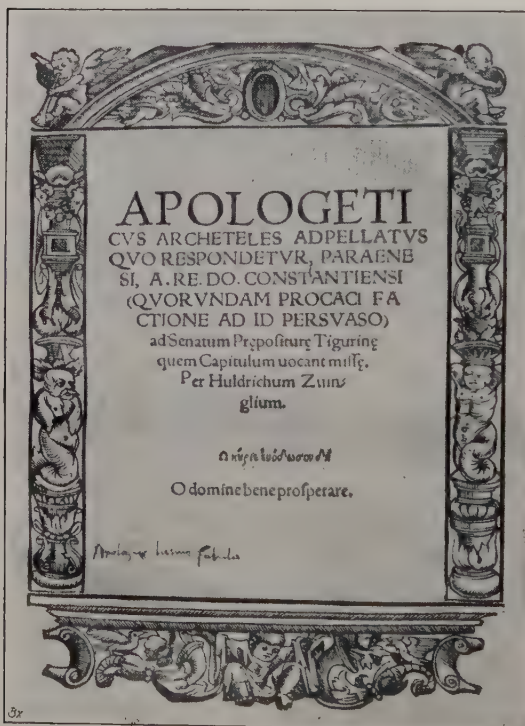


Abb. 37. Titelblatt des „Archeteles“. 1522. Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 24.)



Zwingli und Faber zu. Der war von vornherein in der schwierigsten Lage: er vermochte offenbar der Auslegung des Evangeliums und des Paulus durch Zwingli nichts Stichhaltiges entgegenzusetzen; und doch sollten Papst und alte Kirche recht behalten. Daher kam es am Vormittag nur zu einem Geplänkel nicht über die Schlußreden, sondern über den Wert der Konzilien und die Meinung einiger Kirchenväter. Am Nachmittage erst, als Faber den Ernst der Situation deutlicher erkannte, suchte er auch einige biblische Argumente für die Tradition beizubringen. So erklärte er — übrigens im Anschluß an Reuchlin — das Wort „Missa“ (Messe) für hebräischen Ursprungs, und daher bedeute es Opfer. Noch törichtere Ausflüchte folgten; trotzdem blieb er dabei, die Thesen Zwinglis seien falsch, und er wolle es vor den rechten Richtern schriftlich oder mündlich beweisen. Die beiden Räte Zürichs aber hatten schon in der Mittagspause das Urteil gefällt: Niemand habe Meister Ulrich der Ketzerei überführen können. Er und mit ihm alle Prädikanten im ganzen Kanton sollten auch ferner nur predigen, „was sie mit dem heiligen Evangelion und sonst rechter göttlicher Schrift bewähren mögen“. Damit war die Gründung auf die Heilige Schrift im Anschluß an ein vielleicht schon 1520 erlassenes Mandat und den Ratsbeschluß von 1522 als Grundgesetz der sich bildenden papstfreien Zürcher Landeskirche öffentlich und feierlich bestätigt.

Durch den bis aufs letzte festgehaltenen Widerspruch Fabers getrieben, gab sich Zwingli sofort mit äußerster Anspannung seiner Kraft daran, seine Thesen vor der ganzen Welt ausführlich zu erläutern. Schon am 14. Juli 1523 erschien unter dem Titel „Ablegen und Gründ der Schlußreden“, in der Urausgabe 508 Quartseiten zählend, die umfassendste und zweifellos bedeutendste aller deutschen Zwingli-Schriften, überhaupt eines der wertvollsten und wichtigsten Dokumente der Reformation (Abb. 40). Allerdings ist die in den Schlußreden selbst durchschimmernde Systematik in der Auslegung fast ganz vernachlässigt. Dennoch läßt das Buch auch den heutigen Leser nicht leicht los. So lebendig ist die Schreibart, so kraftvoll der nach der Gewohnheit der Zeit natürlich-derbe Ton, so freudig, so kampfesfroh die Stimmung in ihrer echt reformatorischen Zuversicht. Wie muß die Schrift auf die ersten Leser gewirkt haben, mit dem Reiz der Neuheit, mit all den leidenschaftlich kühnen Behauptungen, deren Tragweite sich noch gar nicht

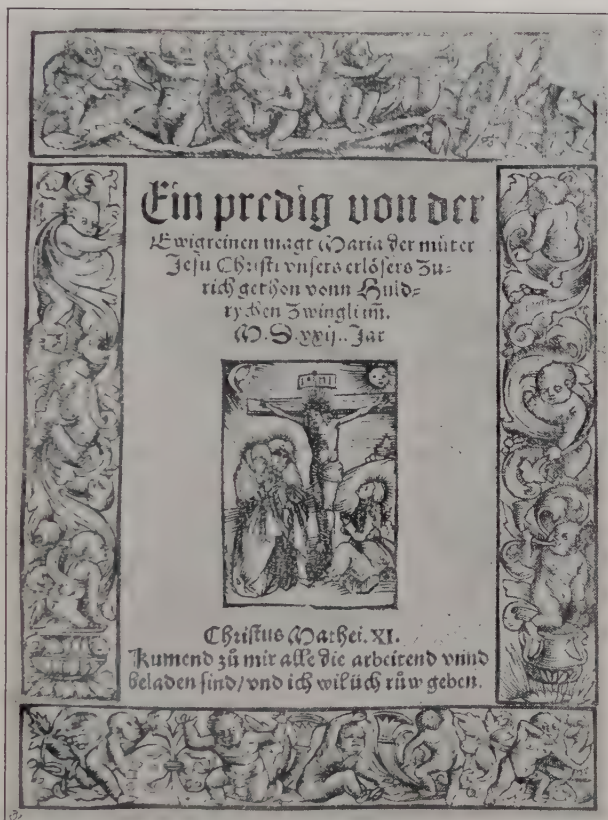


Abb. 38. Titelblatt von Zwinglis Schrift „Von der ewig reinen Magt Maria“. 1522 gedruckt in Zürich. Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 24.)

	Don gebert!	gen. Welcher nun den hñß wercken zügiß/ Das allein	Lyde Chri
44	Wäre anbetter ruffend got im geist vñd waerlich ah/	Edelheit/ der yet vñd schmachtr gete.	st biß die
45	en also geschrey vor den menschen.	Welcher enkeret iund die ruwenden menschen nach	35 iund.
	Güßner / schünd yet werck Das sy von den menschen	gelassen verbißet were nit an gottes / noch petri / sun-	Casus re-
	en gesehen werdend. Nemanid ouß den len in vñem	der an des rufels starr.	seruati.
46	3yte in.	Welcher erlich iund allen vñd geles willen nach-	36
	So müß yet volgen Das tempel gefang oder geschrey	laßt ist Simona vñd Balaamo gesell vñd des rufels	
	en andacht vñd nun vñd len antweden schün süß	geilicher borte.	
	vñd den menschen oder gwin.	Don seg für.	
	Don ergethne.	Die war heylig geschaffe werck kein seg für hñß die	37
47	Z phliß en oder sol der menschen syden vñm er einen	sen zytzen.	
	Chrißten menschen vorerget oder geschende.	Das vñerß der abgeßchöndnen ist allein got bekant.	38
48	Der vñ blidheit od vnwissen sich wil enversch vor	Vñd yet minder vnno got darvon hatt lassen wissen	39
	ergen / den sol man nit krank oder kien lassen blyben	yet minder wir vñs vñd erzewissen vñd ernehmen söllde.	vñ yet vñs
	sunder in starr machen Das er nit für iund hab / Das	Ob der menschen für die geschehen sorgschick / got	aitod iund
	nit iund ist.	vñd guad yet zübewissen anruffe verwerff ich nit / doch	60
49	Größter verergernuß weiß ich nit / den Das man den	davon yet stellen vñd vñd gewin will luge ist mit	
phuß der	pfaffen / Ewiger haben nit nachlaße / aber Hüten has	menschenlich iunder eufelich.	
shand.	ben vñd geiz willen vergunde.	Don der geistlichkeit.	
	Don nachlassen der sünd.	Vñd dem character des yet priester in den ersten	61
50	Gotz lastet allein die iund nach / durch Christum Je	yet sind innu werden / werck die götlich geschick nit.	Die wyß.
	sum / inen sun vnseren herren allen.	Sy erkennen auß kein priester den die Das goten wort	62
51	Welcher söliche der character zügiß / züß got sin eer	verkundend.	
	ab vñnd gibß yet den yet nit gotz / ist ein ware aba	Denen heist sy eer embieten / Das ist heylig narung	63
	g chery.	zu dienen.	
52	Garib die sünd so yet priester oder nachstehen schick	Vñd abstellung der mißbräuch.	
	nit für ein nachlassen der iund / sunder für ein radefor	Alle so yet rernung erkennen soll man nit lassen enget	64
	schung surgeben werden sol.	zen / sunder sy im fryd sterben lassen / vñd dem nach die	
53	Vñd cleste süßwerck künnen von menschen lüderade	wdem güstlich vorordnen.	
	schick / vñd genumen den vñm nemend die iund	Die sich nit erkennen wöllend / wir got wol mit iñ	65
	nur sin / werden vñd clest andren zu am schrecken.	handlen / darvñd man mit yet syden keinen genale	
54	Christus hatt all vnser schmerzen vñnd arbeit getra	fürnehmen soll / so wäre den Das sy so vñd gestaltich	
		fürnd Das man des yet embieten möß.	

Abb. 39. Aus Zwinglis 67 Schlußreden oder Thesen für die Zürcher Disputation vom 29. Januar 1523. (Zu Seite 26.)

ermessen ließ! Zwingli bietet hier ein vollständiges Programm seines Reformationswerkes, seine Lehre und seine praktischen Forderungen. So wurde die „Auslegung“, trotzdem gerade sie unter allen seinen Werken am meisten Verwandtschaft mit Luther zeigt, die Grundschrift des reformierten Protestantismus, die Grundlage der reformierten Theologie.

Nun konnte es nicht fehlen, daß man bald auch nach der praktischen Abstellung der Mißbräuche beehrte. Vorzüglich regte sich der Unwille in einer kirchlich-sozialen Frage. Die Landgemeinden hatten nach altem Brauch zugunsten der Stifte und anderer Herren den Zehnten zu zahlen; ihre Priester aber, nur schlecht besoldet, mußten sich durch allerlei Gebühren für kirchliche Handlungen zu entschädigen suchen. Von heißblütigen Prädikanten aufgestachelt, mehrten sich daher die Beschwerden der Bauern, welche den Zehnten als im göttlichen Gesetz nicht begründet verweigerten. Aber noch andere Zeichen eines radikalen Geistes, der Zwingli später so viel zu schaffen machen sollte, wurden bemerkbar. In Zürich hielt ein Bücherverkäufer Andres auf den Kruken (Stelzen) eine „Schule“, d. h. Versammlungen mit Laienpredigt. Hier und sonst im Volke, gelegentlich auch von den Kanzeln hörte man harte Reden nicht nur wider die unbiblische Feier des Abendmahls unter einer Gestalt, sondern auch wider die „stinkenden Junker und Bögte“, wider die Reichen, die ungestraft ihren „glatten Balg“ pflegen, während der arme Dieb gehenkt wird.

Der Reformator suchte der Unruhe zu wehren, indem er am 30. Juli eine Predigt „von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“ mit einer Widmung an den vornehmen Propst Wattenwyl in Bern herausgab (Abb. 41). Hier unterschied er scharf zwischen der geistlichen Ordnung des Evangeliums, das allein Erlösung von der Sünde und Herzensreinheit zu geben vermöge, und der menschlichen Staats- und Gesellschafts-Ordnung. Das Privateigentum sei letztlich eine Folge der Sünde, des Eigennuzes, aber Gottes Gebot: „Du sollst nicht stehlen,“ habe es anerkannt und

gerechtfertigt. Daher müsse man auch ungerechte Abgaben so lange tragen, bis die Obrigkeit, die berufene Hüterin der menschlichen Gerechtigkeit, eine Änderung herbeiführe. In diesem Sinne wurde der Zehnte vom Zürcher Rat weiter eingetrieben, zugleich jedoch allzu drückende Mißbräuche nach Kräften abgestellt. Eine bedeutsame Abhilfe kam schon bald zustande, indem am 29. September 1523 eine Reformation des Großmünsterstifts, dem besonders viele Zehnten zufließen, unter freiwilliger Mitwirkung der Chorherren vereinbart wurde. Demnach sollten sowohl im Großmünster selbst als in den Filialkirchen die „müßigen Pfaffen“, so viele ihrer irgend dazu fähig seien, ohne Kosten der Gemeinden den kirchlichen Dienst verrichten; was etwa an Zehnten und Zinsen übrigbleibe, solle den Armen zugute kommen. Mit dieser Neuordnung verband Zwingli sofort einen weit-schauenden, segensreichen Plan. Sobald durch Absterben alter unnützer Pfründen-inhaber mehr Einkünfte frei würden, sollte damit die niedere Schule gebessert, und zugleich der Grund einer Hochschule zur Heranbildung eines evangelischen Predigerstandes gelegt werden. Wie sehr sich der Reformator fort und fort mit pädagogischen Fragen beschäftigte, erhellt aus einem lateinischen Büchlein „über die Erziehung adliger Jünglinge“, das er kurz vorher, am 1. August, seinem Stiefsohn Gerold Meyer von Knonau als „Badenschenke“, zum freundschaftlichen Gruß bei der Rückkehr aus dem Bade, gewidmet hatte. Christus hält er hier dem Jüngling als Vorbild für alle Beziehungen des Lebens, zu Eltern, Freunden, Vaterland und Geselligkeit, selbst im Essen und Trinken vor. Die Anweisungen verraten den einstigen Humanisten, der doch jetzt ganz in den Ernst des Gottesworts eingetaucht ist. Es war nicht zufällig, daß um diese Zeit eine persönliche Reibung mit dem einst so hochverehrten Erasmus zu völligem Bruche ausartete. Zwingli hat die Ehre, dem armen, kranken Ulrich von Hutten, der nach Sickingens Niederlage von allen verlassen war, eine letzte Zuflucht auf einer Insel im Zürcher See bereitet zu haben, wo er im August oder September 1523 im Friedensterben konnte (Abb. 42). Der ängstliche Erasmus jedoch, mit Hutten im Streit, nahm daran solchen Anstoß, daß seitdem jeder Verkehr zwischen ihm und dem Zürcher aufhörte.

Den sozialen und pädagogischen Maßnahmen gingen im Sommer 1523 auch kultische Neuerungen zur Seite. Am 10. August wurde zum erstenmal eine Taufe

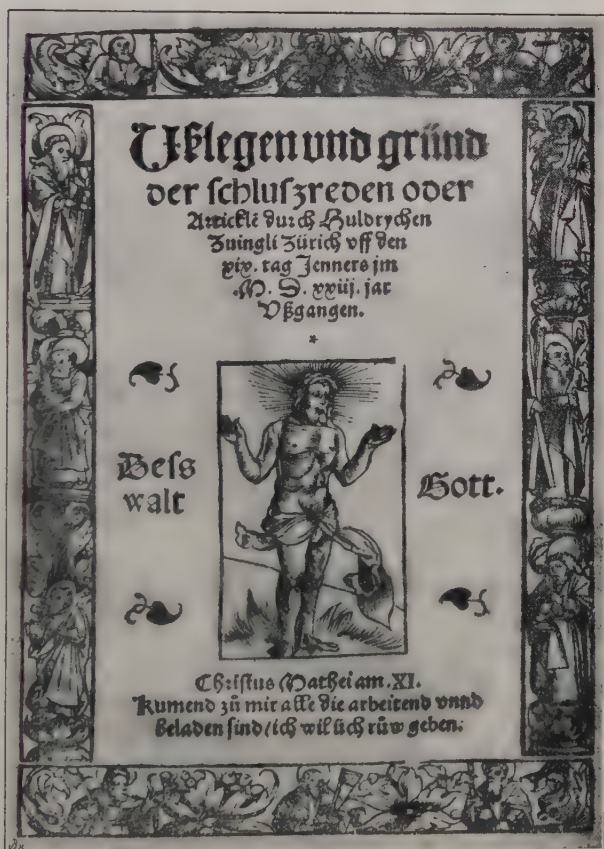


Abb. 40. Titelblatt von Zwinglis Schrift „Uflegen und Gründ der Schluszreden“. 1523 gedruckt bei Christoph Frotschauer in Zürich. Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 27.)

in deutscher Sprache gehalten; Leo Jud hatte die Verdeutschung vorgenommen. Zwingli aber wagte gleichzeitig einen „Versuch über den Meßkanon“, eine lateinische Schrift, die mit scharfer Kritik der alten Meßliturgie ziemlich maßvolle Vorschläge zu einer evangelischen Neuordnung verband. Die Radikalen waren freilich damit nicht zufrieden. Sie machten für alles den nackten Buchstaben der Schrift geltend, z. B. sollten keine Gebete mehr außer dem Unser-Vater gebraucht werden; und ein Nachtrag Zwinglis zu seiner Schrift brachte ihren Widerspruch nicht zum Schweigen. Noch größere Unruhe schuf ein weiterer Versuch zur Reinigung des kirchlichen Dienstes. Zwingli, Jud und andere predigten wider die Bilder,

Statuen, Kruzifixe u. dergl. als wider „Gözen“, die Gott in seinem Gesetz (2. Gebot nach der richtigen Zählung) verboten habe. Einzelne ihrer Zuhörer aber fingen an, eigenmächtig und roh die alten Zierden der Gotteshäuser zu zerschlagen, und ein Thurgauer Priester Ludwig Haeger gab ein Büchlein mit einer Zusammenstellung der entsprechenden Bibelsprüche heraus, das reißenden Absatz fand. Wieder ward die Aufregung allgemein. Doch der Rat, der vor allem die Ordnung aufrecht zu halten trachtete, setzte die, welche an die Gözen Hand angelegt hatten, ins Gefängnis. Zugleich aber schrieb er auf den 26. Oktober eine zweite Disputation aus, welche nunmehr über die praktischen Fragen nach der Messe und den Bildern biblische Klarheit verschaffen sollte.

Dieses zweite Gespräch, das drei Tage dauerte, zeigt so recht den Fortschritt, der jetzt schon erreicht war.



Abb. 41. Titelblatt von Zwinglis Schrift „Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“. 1523 gedruckt bei Christoph Froschauer in Zürich. Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 28.)

Der Besuch, gegen neunhundert Einheimische und Fremde, war noch stärker als im Januar. Zwar fehlten diesmal Vertreter der Bischöfe. Aber von den Eidgenossen kamen doch Abgesandte wenigstens aus Schaffhausen und St. Gallen, nämlich von dort Sebastian Hofmeister, von hier die Doktoren Christoph Schappeler (Abb. 46) und Joachim von Watt (Abb. 45), der von Wien in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Ihnen übertrug man den Vorsitz bei den Verhandlungen. Neben ihnen wachte auch der Bürgermeister Markus Röist (Abb. 47) darüber, daß kein Argument vorgebracht wurde, das nicht der Bibel entnommen sei. Auch so fand die alte Auffassung, zumal das Meßopfer durch den Pfarrer Steinlin aus Schaffhausen, nicht ganz ungeschickte Verteidigung. Doch der Widerspruch wurde bald überwunden, und besonders bemerkenswert war, wie viele mehr oder minder selbständige Helfershelfer jetzt schon Zwingli und Jud zur Seite standen. Hier zum

erstenmal traten die Radikalen, die Pfarrer Simon Stumpf und Balthasar Hubmaier, sowie ein Laie Konrad Grebel, der humanistisch gebildete Sohn eines Zürcher Rats- herrn und Schwager Badians, in der Öffentlichkeit als besondere Gruppe hervor. Vorzüglich am dritten Nachmittag, nachdem Zwingli des Morgens eine treffliche, später veröffentlichte Predigt, „Der Hirt“, über das Ideal eines evangelischen Seel- sorgers gehalten hatte, drängten sie auf sofortige und möglichste Vereinfachung der Abendmahlsfeier nach biblischem Vorbild. Zwingli wies ihren Übereifer in die Schranken; doch ist nach dem Ton des Berichts sein Verhältnis zu den Stürmern noch ein freundschaftliches. Ihr Vorwärtstreiben unterstützte zunächst seine Position. So konnte er am Schluß der Disputation bewegten Herzens und mit tränenerschlackter Stimme die Ratsherren vermahnen, in allen Dingen, die der Geist Gottes lehrt und heißt, ohne Furcht fortzuschreiten. „Nun im Namen Gottes!“ rief er aus. „Man muß den Herren lassen walten; der wird die Seinen in Ewigkeit in keinen Nöten nicht verlassen!“

Mit der zweiten Disputation war der Sieg der Reformation in Zürich be- schlossene Sache. Trotzdem schlug der Rat, zumal auf Antrag des ruhigen und verständigen Rottmurs Schmid zu Rüschach, noch weiter den Weg der Vorsicht ein. Die gefangengeführten Bilderstürmer wurden, obwohl sie sachlich gerechtfertigt waren, und man Fürbitte für sie eingelegt hatte, zum Teil mit Verbannung be- straft. Wenige Tage darauf, am 17. November, ließ der Rat allen Geistlichen des Kantons eine neue Schrift Zwinglis, die „kurze christliche Einleitung“, zu- gehen. In ihr hatte der Reformator unter Verweisung auf die Hauptstellen der Schrift alles Wichtige über den Weg des Heils, Gesetz und Evangelium, die evangelische Freiheit, die Bilder und die Messe in möglichst schlichtem, knappem Vortrag nochmals erörtert. Die Erkenntnis und Überzeugung sollte noch allge- meiner und begründeter werden, ehe man mit den praktischen Konsequenzen vollen



Abb. 42. Ulrich von Hutten vermeintliches Grab vor dem Kirchlein auf der Msenau.
Photographie von Wehrli A. & G. in Kilchberg-Zürich. (Zu Seite 29.)

Ernst machte. Aber lange ließen sich auch die Gemäßigten nicht mehr hinhalten. Eine Reihe weiterer Verhandlungen fand statt, und für Pfingsten 1524 mußte man die definitive Regelung in Aussicht stellen. Doch schon seit Weihnachten und Lichtmeß begannen die mittelalterlichen kultischen Gebräuche allmählich einzugehen. Mancherlei Heiligtage, Umzüge, Kreuzgänge und sonstige kirchliche Sitten, selbst das Fasten wurden trotz eines Ratsgebots nicht mehr gehalten. Nach dem Pfingsttermin aber fiel die offizielle Entscheidung. Noch im letzten Augenblick traf eine Gegenschrift des Konstanzer Bischofs gegen die „Christliche Einleitung“ ein, aber sie fand keine Beachtung mehr. Vielmehr wurden jetzt auf ein Gutachten Zwinglis hin durch eine amtliche Abordnung alle Bilder und Gößen, auch manches vom Gesteühl ausgebrochen oder übertüncht und weggeschafft. Dreizehn Tage, vom 20. Juni bis 2. Juli, währte das Geschäft. Alles vollzog sich ohne Störung; man verwahrte die Sachen, darunter wertvolle Kunstwerke, noch eine Weile, bis später alles verbrannt wurde. In den Landgemeinden geschah das gleiche, überall wo die Mehrheit dafür war. Die Ersetzung der Messe durch einen festgeordneten evangelischen Gottesdienst ließ man auch jetzt noch anstehen. Dagegen hob der Rat im Dezember 1524 wenigstens die Männerklöster in der Stadt auf, indem die nicht zum Austritt willigen, nur wenig zahlreichen Mönche in ein Kloster zusammenge setzt, und die Ordensgüter in öffentliche Verwaltung genommen wurden. Gleichzeitig stellten nicht nur das Grossmünster-, sondern auch das alte Fraumünsterstift (Abb. 48) in der sogenannten kleinen Stadt ihre weltlichen Hoheitsrechte dem Räte freiwillig zur Verfügung. Zwingli aber gab am 18. August 1524 im Namen der Zürcher Obrigkeit eine Widerlegung der letzten Mahn- und Schutzschrift des Bischofs in den Druck. Es wurde ihm nicht schwer, die Argumente von Gelehrten, die gar von einer hebräischen Grundschrift des Neuen Testaments faselten, umzustossen.

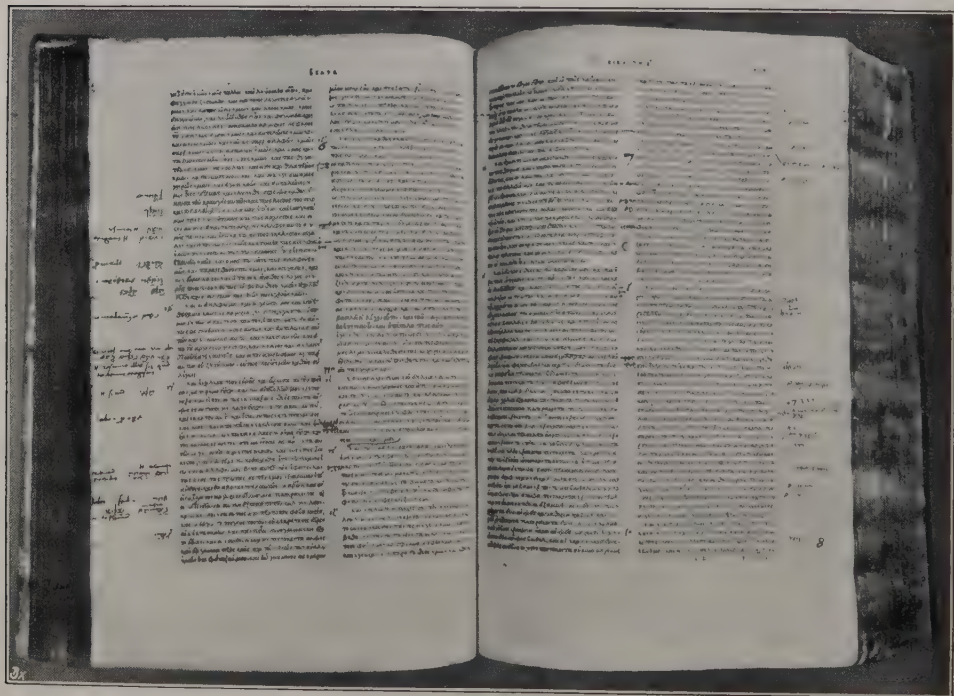


Abb. 43. Zwinglis Bibel. *Sacrae scripturae veteris, novaeque omnia.* Mit Randbemerkungen in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache. Hinten auf der inneren Deckelfseite die Eintragungen von Zwinglis Hand: Abb. 44. (Zu Seite 18.)

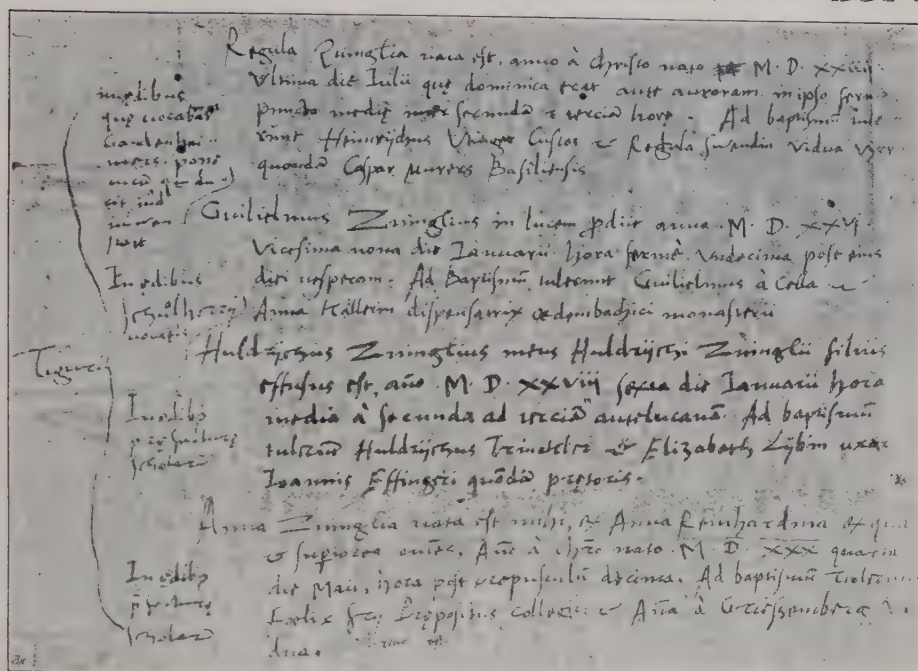


Abb. 44. Zwinglis Eintragungen über die Geburtsdaten seiner Kinder und die Namen ihrer Taufpaten.

Text der ersten Eintragung: Regula Zwinglia nata est anno à Christo nato M. D. XXIIIj. vltima die Iulij, que dominica erat, ante auroram in ipso ferme puncto medie inter secundam et terciam horam. Ad baptismum tulerunt Henricus Vtnger Custos et Regula Swendin, vidua uxor quondam Casper Murres Basiliensis. Am Rande links: In edibus que vocabantur Gandenheimers prope vicum qui ducit ind nûwen statt.

Auf Deutsch: Regula Zwingli ist geboren im Jahr nach Christi Geburt 1524 am letzten Tag Juli, welches ein Sonntag war, vor Tag, ziemlich genau schlags halb drei. Zur Taufe trugen sie Heinrich Utinger, Custos und Regula Schwend, die verwitwete Ehefrau Kaiser Murres seligen von Basel. ... in dem Hause, welches das Gandenheimers hieß, an der Gasse, welche in die Neustadt führt.

Mit den Neuerungen des Jahres 1524 ist die Reformation Zürichs, so unfertig auch die Zustände zumal in Hinsicht eines positiven Aufbaues noch waren, vollendet. Wahrlich, ein gewaltiges Werk war dem Reformator in so wenigen Jahren gelungen! Mit der klaren Scheidung von Rom, mit den Anfängen einer neuen Ordnung auf Grund des reformatorischen Ideals war Zürich schon weiter als selbst Wittenberg gekommen. Wenn wir nach den Ursachen fragen, die eine so rasche Durchführung der Reformation ermöglichten, so lagen sie in der Übersichtlichkeit aller Verhältnisse des kleinen Kantons, in der auf dem beschränkten Gebiete alles überragenden und beherrschenden Persönlichkeit Zwinglis und vorzüglich in dem republikanischen Geiste, der hier zu schnellem Handeln trieb. In Zürich war eine Gemeinde, die sich selbst zu regieren gewohnt war, und die als Glied der freien Eidgenossenschaft vor keiner Macht der Welt sich fürchtete. Die von der Wahrheit des Gotteswortes ergriffene Menge drängte ihre geistlichen und weltlichen Führer von Schritt zu Schritt, und der Augenblick fand, wie auf der Kanzel, so in der Ratsstube, Männer, die, sorgsam und kühn zugleich, die erregte Menge zu führen verstanden. Ihr aller Werk war die Zürcher Reformation: aus dem Volk hervorgewachsen, und doch auch wieder die eigenste Schöpfung des echten Schweizer Reformators Zwingli.

Indes, so Großes auch dem Großmünster-Prediger gelungen war, so lag doch die schwerere Hälfte seines Lebenswerkes noch vor ihm. Man denke sich, Zwingli wäre schon 1524 jährlings dahingerafft worden, wie es sieben Jahre später wirklich geschah, so wäre aus Zürich, wenn es überhaupt dem Evangelium erhalten blieb, höchstens eine Dublette zu irgendeiner evangelischen Stadt Ober-

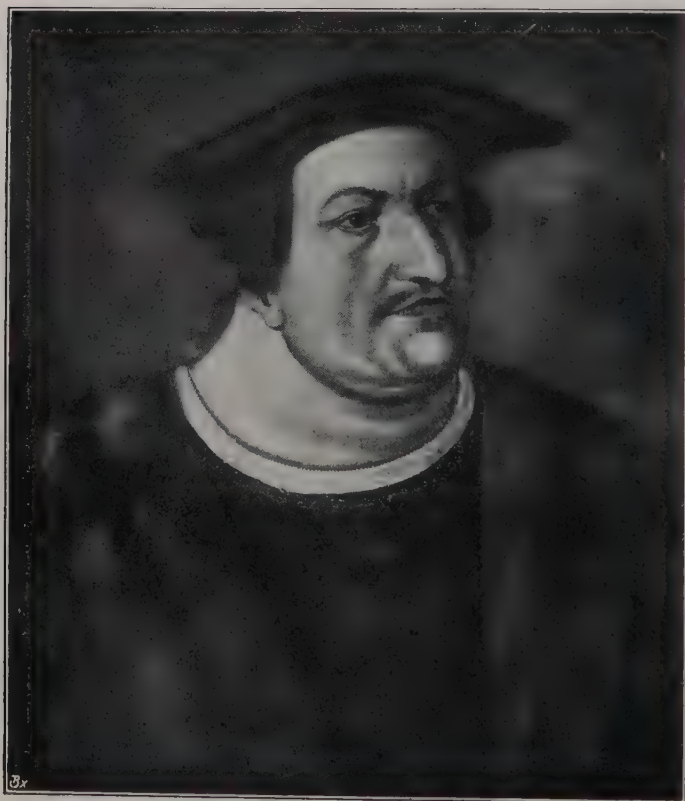
deutschlands geworden. Von der weltgeschichtlichen Bedeutung dagegen, die es durch die Begründung des reformierten Protestantismus, als zweiter Herd des Evangeliums neben Wittenberg, gewinnen sollte, wäre kaum etwas ans Licht getreten. Wohl war manches von der kirchlichen und religiösen Eigenart da, die sich später so wirkungskräftig erweisen sollte. Aber diese Anfänge mußten noch ganz anders erstarken und sich ausgestalten; sie mußten vor allem ganz anders, als es bisher geschehen war, mit den übrigen geistigen Mächten der Zeit, sie bestimmend und selbst von ihnen bestimmt, sich auseinandersetzen. Das war die hohe Aufgabe, der schwere Kampf, der jetzt vor Zwingli lag.

2. Kapitel.

Zwingli als Begründer des reformierten Protestantismus.

I.

Zunächst galt es, das in Zürich Erreichte gegen die Feindschaft zu schützen, die sich gerade im Jahre 1524 bedrohlich in der Eidgenossenschaft regte. Allerdings hatte Zwinglis Predigt in der gesamten Schweiz — am wenigsten in Freiburg, Uri und Unterwalden — mancherlei Anhänger gefunden. Aber nur zwei weniger bedeutende Kantone, Schaffhausen und Appenzell, wagten es, schon früh sich offiziell an die Seite Zürichs zu stellen. Weiterhin wurden Glarus, von den zugewandten Orten St. Gallen, die Stadt Vadian und Johannes Keflers,



ferner die Landschaft Toggenburg, Mülhausen und Graubünden mehr und mehr zu Herden des evangelischen Geistes. Doch war hier alles noch im Fluß; es fehlte viel, daß die Reformation bereits zu fester Form und Ordnung gediehen wäre. Dagegen nahm die Inner- und Aargau, der alte Kern der Eidgenossenschaft, schon seit 1522 oder 1523 gegen den neuen Glauben Partei. Hier war der kriegerische Geist, die Rauflust, noch immer so stark, daß alle andern Interessen dahinter zurücktraten. Zwingli aber hatte es mit den Machthabern durch seinen Kampf wider die Pensionen gründlich verdorben.

Abb. 45. Joachim von Watt (Vadianus).
Gemälde in der Stadtbibliothek zu St. Gallen. (Zu Seite 50.)



Abb. 46. Christoph Schappeler. Gemälde in der Stadtbibliothek zu St. Gallen. (Zu Seite 30.)

Bei der Gruppierung der Parteien hing alles davon ab, wie die beiden neben Zürich mächtigsten Orte, Basel und Bern, sich stellen würden. Dort, am Wohnsitz des Erasmus, war begreiflicherweise genug Empfänglichkeit für das Neue vorhanden. Schon 1520 legten der Münsterprediger Wolfgang Fabricius Capito, aus Hagenau im Elsaß gebürtig, und der junge Badener Kaspar Hedio (Abb. 50) ähnlich wie Zwingli das Evangelium Matthäi in fortlaufenden Predigten aus. Als sie nach Mainz fortgezogen waren, sorgten andere, wie der gelehrte Barfüßer-Guardian Pellikan (Abb. 51), dafür, daß das Feuer in der Bürgerschaft nicht erlosch. Am 17. November 1522 aber kehrte in die Vaterstadt seiner Mutter der Mann zurück, welcher der weit berühmte Reformator Basels werden sollte. Der Schwabe Johannes Dekolampadius (gräzisiert aus Heußgen oder Hußgen-Hauschein) war in langamer Entwicklung, geleitet von innerlicher Religiosität, aus einem Erasmus-Jünger ein Mönch und dann der Kaplan Sickingens auf der Ebernburg geworden (Abb. 49). Jetzt gewann er mit seinen Predigten und Vorlesungen so hohe Anerkennung, daß der Rat schon im Frühling 1523 ein Mandat für biblische Predigt nach dem Muster des Zürcher Bescheides vom 29. Januar 1523 erließ. Drei Disputationen, eine von Dekolampad im August und September 1523, eine von dem Priester Stör in Viestal und noch eine von dem Franzosen Wilhelm Farel (Abb. 52) 1524 veranstaltet, beschleunigten den

Fortschritt der Reformation. Dennoch war der Widerstand nicht leicht zu brechen. Die Universität blieb ein Schirm und Hort der alten Kirche, und der Rat war, obwohl der evangelischen Bewegung günstig gesinnt, noch lange zu zaghaft, um entschiedenere Schritte praktischer Neuerung zuzulassen. Noch weiter zurück war man in Bern. Zwar wandten sich auch hier die geistig hervorragendsten Männer schon früh dem Evangelium zu: der Basler Lehrer Zwinglis Thomas Wytttenbach, seit 1515 Chorherr am Stift in Bern, sein Helfer und Nachfolger der Schwabe Berchtold Haller (Abb. 59), der Stadtarzt und Chronist Anshelm (Abb. 55), der Maler und satirische Dichter Niklaus Manuel (Abb. 54 u. 57). Unter ihrem Einfluß befahl am 15. Juni 1523 auch ein Berner Ratsmandat schriftgemäße Predigt. Aber während sonst in den städtischen Kantonen — zumal in Zürich — das aufstrebende Bürgertum entgegen den patrizischen Gewalten die vorwärtstreibende Kraft war, behielt in Bern das des Herrschens gewohnte und fähige Aristokratenregiment das Szepter fest in der Hand. Diese vornehmen Geschlechter scheuten vor jeder Lockerung der hergebrachten Ordnung zurück und wollten auch den Zusammenhang mit den herrschenden Familien in den Urkantonen nicht so leicht fahren lassen.

So kam es, daß die letzteren in ihrem Haß gegen Zwingli und ihrem ausgesprochenen Widerstande gegen die Reformation die Zentralbehörde, die Tagsatzung, beherrschten. Schon im Sommer 1523 beschloß dieselbe, Zwingli zu fangen, falls er sich außerhalb Zürichs betreffen ließe. Der Bankapfel, der am meisten Argernis erregte, waren die direkt unter der Tagsatzung stehenden gemeinen Herrschaften. Dort wollten die Eidgenossen, von wiederholten Botschaften der Bischöfe, auch einem Breve des Papstes aufgestachelt, mit aller Strenge den Neuerungen wehren. Bei den Untertanen selber aber, zumal an der Zürcher Grenze, wo die landesherrlichen Rechte bunt durcheinander griffen, regte sich nicht minder kräftig

das Begehren nach Freiheit des Evangeliums. Schon am 26. März 1524 floß daher hier das erste Märtyrerblut. Einer der aus Zürich nach der zweiten Disputation verbannten Bilderstürmer, Klaus Hottinger, der, wohin er kam, mutig und frei seinen Glauben bekannte, wurde in Luzern von der Tagsatzung verurteilt und unter tapferem Zeugnis für das Evangelium mit dem Schwert gerichtet.

Doch bei solchen einzelnen Ausbrüchen des Glaubensdruckes blieb es nicht. Man wollte das Übel an der Wurzel packen. Am 25. Februar und nochmals am 16. Juli erschienen in Zürich eidgenössische Botschaften. Die fünf Orte der Innerschweiz mit Freiburg drohten, wenn die Stadt nicht von dem neuen Wesen abstehe, sie zu den



Abb. 47. Markus Röist, Bürgermeister von Zürich, † 1524.
Kupferstich von Konrad Meyer. (Zu Seite 30.)



Abb. 48. Die Abtei zum Fraumünster in Zürich zu Zwinglis Lebtagen. Zeitgenössische Darstellung.
(Zu Seite 32.)

Tagfakungen nicht mehr zuzulassen, also mit ihrer Ausstößung aus dem gemein-
eidgenössischen Verband. Doch Zürich wehrte sich mannhaft. Was das Wort
Gottes und das Heil der Konfzienen gebiete, davon werde es nicht weichen,
und es vertraue, daß Gott mit ihm sein werde. Dabei verharrete es auch, als
die Verhältnisse durch den Ittinger Handel sich zum Äußersten zuspizten. Der
Thurgauer Landvogt hatte einen evangelischen Prädikanten auf Befehl der Tag-
fakung gefangengelegt. Darüber war ein Volksauflauf entstanden, und die Kar-
tause Ittingen nahe an der Zürcher Grenze geplündert, Gemälde und Kirchen-
zierden zerschlagen worden. Zürich selbst sorgte sofort, daß der Aufruhr sich legte;
ja man war vertrauenselig genug, die vorläufig in Haft genommenen Hauptführer
der Evangelischen der Tagfakung auszuliefern, unter der Bedingung, daß die
gerichtliche Untersuchung sich nicht auf den Glauben, sondern nur auf den Anteil
an der Plünderung und dem Brande des Klosters beziehen solle. Gleichwohl
wurden die allgemein geachteten Männer augenscheinlich um ihrer reformatorischen
Gesinnung willen am 28. September 1524 zum Tode verurteilt. Diese Treu-
losigkeit, das Märtyrerblut, die Bußen, welche man außerdem noch über mehrere
Thurgauer Gemeinden verhängte, der immer engere Zusammenschluß der sechs
altgläubigen Orte und ihr schon jetzt beginnendes Paktieren mit Österreich — das
alles war in den unruhigen Zeitläufen kaum anders zu deuten, als daß der
Religionskrieg unvermeidlich vor der Tür stehe.

Indes auch in der schlimmsten Gefahr ließ Zürich sich nicht einschüchtern,
sondern tat mutig, was es konnte, um sich zur Wehr zu setzen. Man versicherte sich
der freudig gewährten Zustimmung des Landgebiets. Zur schnelleren Erledigung der
drängenden Angelegenheiten wurde ein geheimer Rat errichtet, und ihm hat wohl
Zwingli Ende des Jahres die beiden für ihn so charakteristischen Schriftstücke vor-

gelegt: ein religiös-juristisches „Gutachten im Ittinger Handel“ und einen politisch-militärischen „Ratschlag“ für den Krieg (Abb. 60). Zumal aus dem letzteren lernen wir den Reformator zuerst als gewiegten Politiker kennen. Alle irgend günstigen Umstände weiß er dem isolierten Zürich zunutze zu machen, und als ehemaliger Feldprediger entwirft er zugleich einen das Kleinste bedenkenden Kriegsplan, alles „zur Ehre Gottes und dem Evangelio Christi zu Gut“. Der Zürcher Rat aber sandte an die ganze Schweiz, „seine Unschuld zu erhalten und die Unwissenden zu berichten“, eine eingehende Verantwortungsschrift. Alle diese Schritte atmeten furchtlose Entschlossenheit, und die tapfere Haltung empfing auch diesmal ihren Lohn. Bald änderte sich die Lage so, daß die bedrängte Stadt nichts mehr zu fürchten hatte. Vorzüglich ernüchterte auch die inner-schweizerischen Kantone die schwere Niederlage Franz' I. und der Schweizer Söldlinge bei Pavia am 24. Februar 1525. Zürich allein, das dem Reiselaufen gänzlich entsagt, hatte keine Verluste zu beklagen. So blieb sein System, politisch aufs neue gerechtfertigt, auch religiös-kirchlich unangetastet. Freilich die Inner-schweiz war seitdem noch strenger dem Evangelium verschlossen.

Durch die Wendung der Dinge war die Stadt nunmehr in der Lage, die Reformation, für die sie Leib und Leben einzusetzen bereit war, ohne ängstliche Rücksicht auszubauen und auszugestalten. Im Laufe des Jahres 1525 wurden die grundlegenden Ordnungen geschaffen, welche zum Teil durch die Jahrhunderte hin-

durch dem erneuerten Kirchen- und Staatswesen den Charakter aufgeprägt haben. Zunächst hob man ähnlich wie die Häuser der Mönche auch die städtischen Nonnenklöster auf, und bestellte für die Klöster auf dem Lande Pfleger zur Aufsicht und Verwaltung der Güter. Die so frei werdenden Mittel führte man ihrem vermeintlich ursprünglichen Zwecke, nämlich der Besserung des Armenwesens, durch die Armenordnung vom 15. Januar 1525 zu. Wenig später kam man auch mit den liturgischen Neuerungen zum Ziel. Eine ganz einfache Tauf liturgie wurde eingeführt, und in der gleichen äußersten Schlichtheit zu Ostern, nachdem die Messe definitiv abgeschafft war, zum erstenmal das



Abb. 49. Johannes Dekolampadius.
Holzschnitt in den „Icones“ von Beza. (Zu Seite 35.)

evangelische Abendmahl gehalten. Die Feier fand an drei Tagen hintereinander unter der Beteiligung fast der ganzen Gemeinde statt (Abb. 64). Auf einem einfachen Tisch standen die heiligen Zeichen in hölzernen Gefäßen; sie wurden den in der Kirche sitzenden Kommunikanten von den Dienern unter der Verlesung von Bibelstellen und Gebeten ausgeteilt. Später brach man auch die Altäre und sogar die Orgeln ab. Während Luther 1524 das erste evangelische Gesangbuch herausgab, hörte in den Zürcher Kirchen der Gesang vollständig auf. Keinerlei Außerlichkeit, kein Ton noch Klang, kein „Murmeln“ der Stimmen sollte das Herz zerstreuen; die Andacht einzig in der Predigt des lauteren Gottesworts Nahrung finden. In bezug auf die Festtage verfuhr man etwas weniger radikal, indem außer Weihnachten, Karfreitag und Himmelfahrt sogar noch einige Marien- und Heiligtage beibehalten wurden.

Den Beschluß der Neuordnungen machten der Beginn der „Prophezei“ und eine neue Eheordnung. Wie wir uns erinnern, sollte das Chorherrenstift nach und nach in eine höhere Schule vor allem mit theologischem Unterricht umgewandelt werden. Sobald daher am 3. April 1525 der alte Scholastikus des Stifts gestorben war, wurde Zwingli zum „Schulherrn“ ernannt, und gleichzeitig als Professor des Hebräischen ein junger Zürcher Wiesendanger oder Ceporin, und als der noch im selben Jahre starb, der gelehrte Pellikan aus Basel berufen. Eigentümlich genug waren die Lektionen, zu denen man die Gelehrten anstellte: die „Prophezei“, wie sie Zwingli im Anschluß an 1. Korinther 14 nannte. An jedem Wochentage mit Ausnahme des Freitags versammelten sich nach der Frühpredigt, die an die Stelle der katholischen Frühmessen getreten war,

mit den Studierenden sämtliche Geistliche der Stadt zum Studium des Alten Testaments. Nach einem Gebet erklärte Ceporin oder später Pellikan den vorliegenden Abschnitt aus dem Hebräischen, Zwingli hinterher aus dem Griechischen der Septuaginta und nach seinem theologisch-dogmatischen Inhalt. Jeder Teilnehmer konnte und sollte durch Fragen, Einwürfe oder Bemerkungen zur Findung der rechten Meinung der Schrift beitragen. Leo Jud machte den Beschluß durch Verdeutschung der betreffenden Stelle und Zusammenfassung des gewonnenen Resultates für die Gemeinde, welche zu diesem Teile der Übungen zugelassen wurde und gern teilnahm. Zur Vorbildung der Studierenden diente die schon von früher her bestehende Lateinschule am Stift (Abb. 61), die ebenfalls Zwinglis Leitung unter-

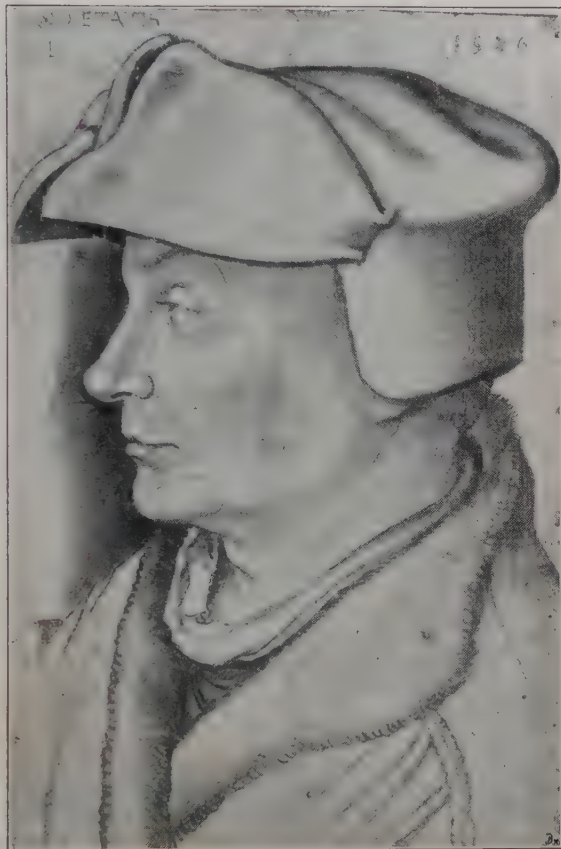


Abb. 50. Kaspar Hedio. Zeichnung von Burgkmair im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin. (Zu Seite 35.)

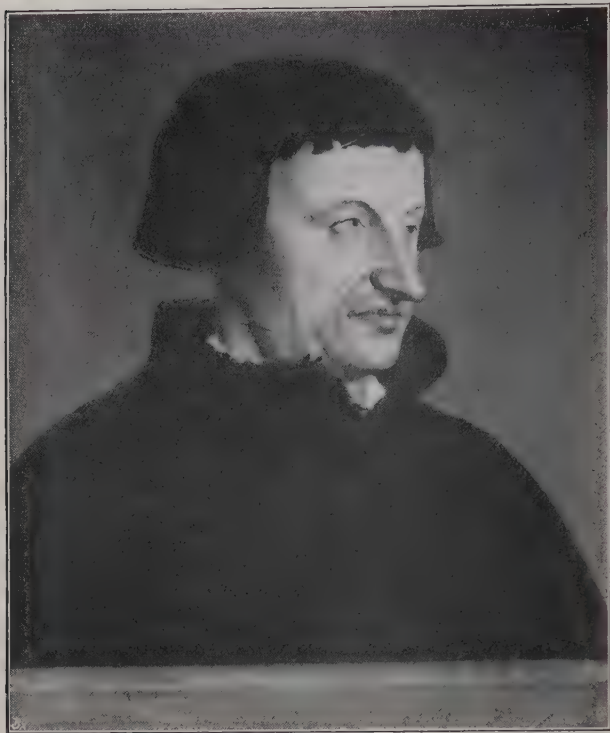


Abb. 51. Konrad Pellikan. Gemälde eines Unbekannten im Zwingli-Museum zu Zürich. (Zu Seite 35.)

stellt war, und in zwei von ihm selbst herangebildeten Zürchern Joh. Jak. Ammann (Abb. 66) und Rudolf Ambühl (Collin) (Abb. 62) tüchtige Lehrer fand. Eine zweite mehr elementare Lateinschule bestand unter Mytonius am Fraumünster. Derselbe Gelehrte ergänzte die „Prophezei“ des Nachmittags durch Vorlesungen über das Neue Testament.

Man sieht: das Ziel des gesamten gelehrten Unterrichts war das Verständnis der Bibel, und der Weg dazu die Sprachforschung nach der Weise der Humanisten. Neu ist vorzüglich die freie, kollegiale Art der Arbeit und die beschränkte Zuziehung der Gemeinde; man übertrug sozusagen die Methode der Disputationen auf die gelehrte Forschung. Die recht erklärte Schrift aber galt dann als das

Grundgesetz für das ganze sittliche und bürgerliche Leben. In diesem Sinne wurde die Ehegerichtsbarkeit dem kanonischen Recht und den Behörden des Bischofs entzogen. Dafür setzte die Eheordnung vom 10. Mai 1525, welche spätere Bestimmungen ergänzten, ein „Chorgericht“, bestehend aus zwei Leutpriestern und je zwei Vertretern des kleinen und großen Rates, ein. Die neue Behörde sollte in allen ehelichen Fragen, über Ehehindernisse, Scheidung u. dergl. streng nach der Schrift (3. Mose 18, Matth. 19 u. a.) entscheiden. Streng nach der Schrift wurde jede sexuelle Ausschreitung, besonders der Ehebruch unter harte Strafe gestellt und dadurch bewirkt, daß Zürich, ehemals ein zweites Korinth, sich mehr und mehr, wie mit freudig-frommem, so mit ernst-sittlichem Geiste erfüllte.

Der Originalität, von welcher alle Reformationsordnungen Zürichs zeugen, entsprach die theologische Begründung, die Zwingli im März 1525 in einem umfangreichen Werke abschließend hinzufügte. Es ist der „Commentarius de vera et falsa religione“, die Skizze der wahren und falschen Religion, die ebenso unter den lateinischen Schriften des Reformators hervorragt, wie die „Auslegung“ unter den deutschen. Zwar hat der Commentarius bei dem frühen Hinscheiden Zwinglis nicht sehr viele Ausgaben, keine reiche Entwicklungsgeschichte erlebt. Dennoch kann er nicht ganz ohne Grund mit Melancthons Loci und Calvins Institutio verglichen werden. Denn in diesem Buche stellt sich Zwingli zum erstenmal als fertiger theologischer Charakter dar. Alle seine Lehreigentümlichkeiten, mit einziger Ausnahme der Prädestination, werden hier zu vollem und klarem Ausdruck gebracht. Die Polemik gegen Rom kommt zum Abschluß; ja, es werden sogar zu der Auseinandersetzung mit den übrigen Reformationsparteien, die jetzt vor der Türe stand, die Richtlinien dargeboten. Vor allem versucht der Verfasser, aus der ihm eigentümlichen Gottesidee heraus seiner Gesamtdarstellung der christlichen Lehre einen

systematischen Aufbau zu geben. Nannten wir daher die „Auslegung“ die Grundschrift, so ist der Kommentarius das erste dogmatische Lehrbuch des werdenden reformierten Protestantismus. In Erkenntnis der Bedeutung seiner Veröffentlichung und ermuntert von einigen französischen Freunden, widmete sie Zwingli Franz I. von Frankreich, der damals noch ein Gönner alles Neuen in Kunst und Wissenschaft war. Ergänzungen zum Kommentarius bieten die schon 1524 herausgegebene Schrift gegen Hieronymus Emser, aus der einzelne Abschnitte wörtlich übernommen sind, und die deutsche Antwort an Valentin Compar, den Landschreiber zu Uri, hauptsächlich über Bilder und Götzen.

II.

Als der Kommentarius erschien, waren Zwingli und seine Kirche schon in eine so schwere innere Krisis hineingezogen, daß dagegen der Kampf mit der alten Kirche den Reformator selbst nur ein Kinderspiel dünkte. Bekanntlich wurde Zürich — allerdings unter Konkurrenz sächsischer Einflüsse — auch der Ausgangspunkt des Täuferturns, jener weitverzweigten schwärmerischen Bewegung, die von der Reformation bis zur englischen Revolution die Entwicklung des religiösen Geistes so mannigfach und nachhaltig beeinflusst hat. Aus kleinen Anfängen wuchs sie heraus. Die uns bekannten Radikalen, die zuerst auf der zweiten Zürcher Disputation in deutlicher Gruppierung sich bemerkbar machten, trugen kurz zuvor oder danach Zwingli und Jud das Ansinnen vor, sich von den Gottlosen ganz zu scheiden und ein „besonderes Volk und Kirche“ streng nach den Vorschriften des Evangeliums ohne Zins und Bucher, vielleicht sogar in Gütergemeinschaft aufzurichten. Für diese donatistischen Tendenzen fanden sie im Sommer 1524 in den Schriften der sächsischen Radikalen, zumal des Thomas Münzer, ihr Symbol in der Wiedertaufe. Mit den revolutionären Plänen Münzers (Abb. 68) waren sie allerdings keineswegs einverstanden. Dagegen stürzten sie sich mit

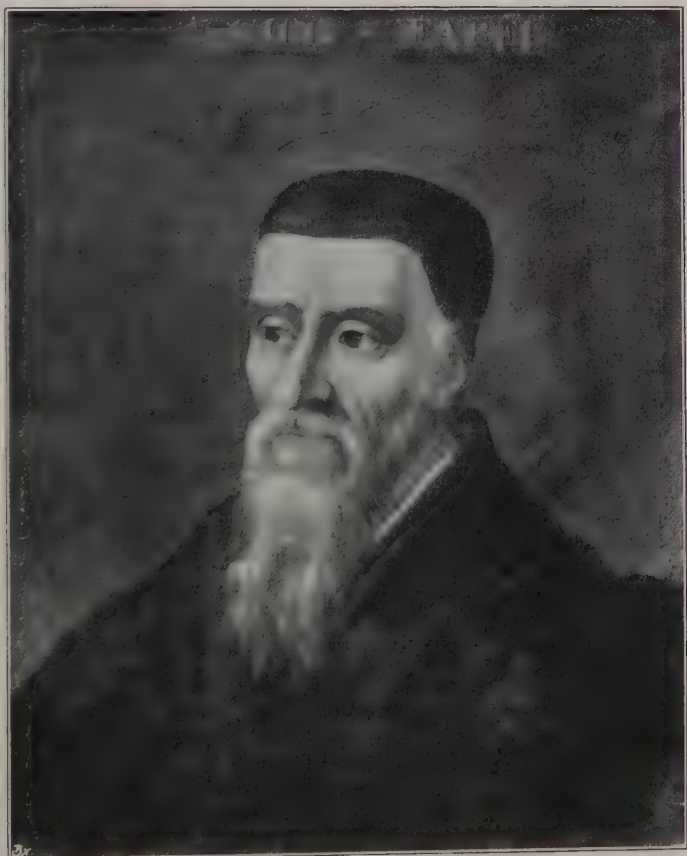


Abb. 52. Wilhelm Farel (1489–1565). Gemälde eines Unbekannten in der „Salle Lullin“ der Öffentlichen Bibliothek in Genf. (Zu Seite 35.)

Disputationen wurde der schon früher ausgesprochene Grundsatz zur Geltung gebracht, daß die sozialen Fragen, Zinsen, Zehnten, Hörigkeit, nicht nach dem göttlichen Recht der Schrift, sondern nach dem Herkommen und den geschichtlich gewordenen menschlichen Rechtsordnungen zu beurteilen seien. Nichtsdestoweniger sei es Pflicht der Obrigkeit, sich in ihren Maßnahmen durchaus von Billigkeit und humaner Gesinnung leiten zu lassen. Demgemäß hob der Rat die Leibeigenschaft für immer auf; der große und der kleine Zehnte dagegen blieben bestehen, nachdem jedermann der Beweis geführt war, daß sie für den Bestand des Staats- und Kirchenwesens unentbehrlich seien. So ging die politische Gärung fast

ohne alles Blutvergießen — ein einziger Rädelsführer wurde hingerichtet — vorüber.

Nur der täuferische Sauer- teig blieb als Bodensatz auch jetzt zurück; ja, in der Aufregung griff die religiöse Gärung immer weiter um sich. Zumal im Amte Gröningen hörte die Agitation und die Widerseßlichkeit nicht auf. Immer wieder wurden die Mittel gütlicher Aufklärung und Überzeugung angewandt, so auf der neuen dreitägigen Disputation vom 6. bis 8. November 1525. Aber die Ruhe trat nicht eher ein, bis das strenge Mandat vom 7. März 1526, welches auf die fernere Ausübung der Wiedertaufe die Strafe des Ertränkens setzte, tatsächlich an einigen der hartnäckigsten Sektenhäupter zur Durchführung gekommen war. Am 7. Januar 1527 wurde Felix Manz, der Sohn eines Zürcher Chorherrn, der, obgleich ausgewiesen, sich doch wieder auf Zürcher Gebiet betreffen ließ,



Abb. 55. Angeblihes Bildnis des Valerius Anshelm, Stadtarzt und Chronikenschreibers in Bern. Im Totentanz des Niklaus Manuel. Kopie im Kunstmuseum zu Bern. (Zu Seite 36.)

mit zusammengebundenen Händen und Füßen ins Wasser geworfen; Blaurock ausgepeitscht und verjagt. Auch ihn erreichte bald sein Geschick; 1529 wurde er in Innsbruck verbrannt. Grebel war schon im Sommer 1526 an der Pest gestorben; Hubmaier, der durch seine täuferische Parteinahme an der Einnahme und Rekatholisierung Waldshuts durch die Österreicher die wesentlichste Schuld trug, ließ sich in Zürich durch die Folter zum Widerruf bewegen, endete aber 1528 in Wien auf dem Scheiterhaufen. So starben und verdarben die Führer; seitdem war in Zürich die Kraft des Täufertums gebrochen. Bekanntlich traf seit dem Jahre 1527 die überall auftauchenden, zerschlagenen Häuflein der Taufgesinnten in evangelischen wie katholischen Ländern die härteste Verfolgung, die sie doch nicht ganz zu erstickten vermochte.



Abb. 56. Illustration, Urs Graf zugeschrieben, vom sogenannten Tezzerhandel. Aus der Schrift „Von den vier Keßeren Prediger, ordens der obseruanz zu Bern“. Dargestellt ist Tezzer, stigmatisiert vor dem weinenden Madonnenbilde in Gegenwart von Ratsmitgliedern und Predigermönchen. Stadtbibliothek zu Bern.

Es ist tief bedauerlich, daß in diesen Unruhen auch die Vertreter des Evangeliums zuletzt Blut vergossen, um eine die Schrift anders auslegende religiöse Partei zu unterdrücken. Freilich darf man nicht vergessen, daß die unbelehrbare Schwärmerei der Anabaptisten nicht nur die eben gewonnenen Anfänge reformatorischer Kirchensbildung, sondern auch wichtige Grundordnungen des staatlichen, ja sittlichen

Lebens in Frage stellte. Doch die Anwendung der Gewalt erklärt sich nicht nur aus der Not des Augenblicks, sondern liegt tiefer in prinzipiellen Anschauungen begründet. Im Sommer 1527 gab Zwingli im Täuferhandel seine abschließende Schrift „Widerlegung der Ränke der Taufzerstörer“ in lateinischer Sprache heraus (Abb. 71). Sie ist „allen Dienern des Evangeliums Christi“ gewidmet und soll ihnen als eine Art Handbuch zum Kampfe dienen. Daher geht sie nicht ohne Hohn und Bitterkeit auf alle Lehren und Schwärmereien der Täufer ein. Eingehend wird die Meinung zurückgewiesen, als dürfe kein Christ ein obrigkeitliches Amt führen — doch die Frage stellt sich Zwingli nicht mit bewußter Klarheit, ob die weltliche Obrigkeit überhaupt befugt sei, das Evangelium gegen unevangelische Lehren und Lebensweise mit dem Schwerte zu schützen? Die ganze Zürcher Refor-



Abb. 57. Selbstbildnis des Niklaus Manuel. Im Kunstmuseum zu Bern. (Zu Seite 36.)

mation war ja von Anfang an auf das ohne weiteres vorausgesetzte Recht des Magistrats zur Neuordnung der Kirche und zur Entscheidung der geistlichen Fragen begründet. Wir erkennen hier eine Schranke Zwinglis, die er übrigens sozusagen mit seinem ganzen Zeitalter teilte: ohne Besinnen wird die theokratische Staatsansicht des Mittelalters auch von der neuen evangelischen Kirche übernommen.

Doch der Täuferstreit wirft nicht nur auf das Verhältniß von Kirche und Staat ein bezeichnendes Licht, sondern hatte auch für die theologische Lehrentwicklung Zwinglis wichtige Folgen. Seine im Kommentarius zuerst vorgetragene

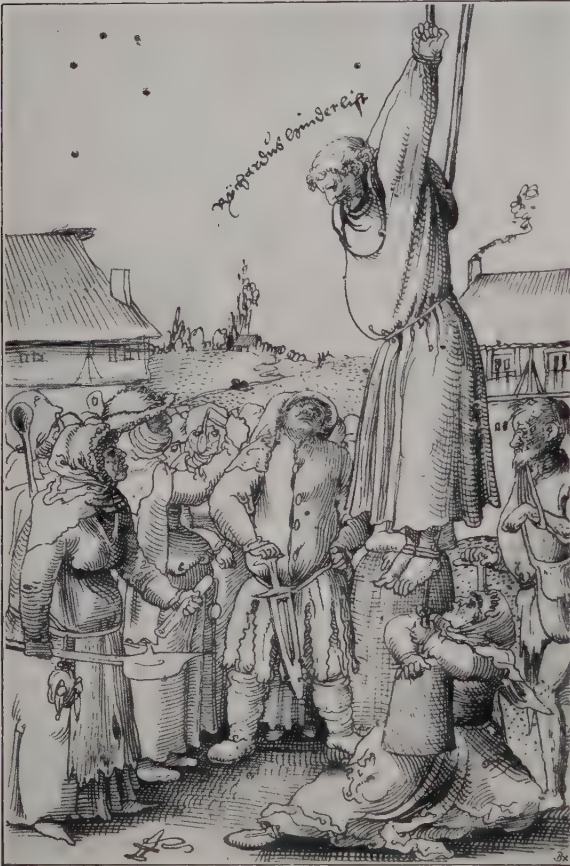


Abb. 58. Zeichnung Manuels zu seinem „Ablasskrämer“ 1523.
Nach dem Exemplar in der Stadtbibliothek zu Bern.

Tauflehre ist ersichtlich aus der Auseinandersetzung mit den Anabaptisten erwachsen. Während diese dem nach ihrer Meinung schriftgemäßen Vollzuge der Taufe die entscheidende Bedeutung für Glaube und Gemeindeleben zuschrieben, leugnete Zwingli seinerseits, daß die Taufe überhaupt dazu bestimmt sei, die Vergebung der Sünden zu vermitteln und den Glauben zu stärken. Das Sakrament sei vielmehr nur ein „anhebblich Zeichen“ oder ein „Pflichtzeichen“, durch das der Christ in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werde und sich zur Nachfolge Christi verpflichte. Die Kindertaufe rechtfertigte er in diesem Zusammenhang durch die Parallele der alttestamentlichen Beschneidung. Noch wichtiger aber wurde eine zweite Folgerung, zu der sich Zwingli nach einer kurzen ähnlichen Andeutung schon im Jahre 1526 zuerst in der „Widerlegung“ 1527 genötigt sah. Gegenüber dem Donatismus der Täufer führte er hier aus: über das ewige Heil eines Menschen entscheide nicht ein äußeres Zeichen, sondern einzig und allein Gott

selber, der schon vor Grundlegung der Welt die einen zum Leben, die andern zum Tode vorausbestimmt habe. So wurde die Prädestination, die Lehre von der ewigen Auswahl Gottes, ein ausgesprochener Bestandteil der Theologie Zwinglis: wir werden sehen, welch ein zukunftsreiches Element er sich dadurch angeeignet hatte.

III.

Nach dem Bauernkriege erhob die Reaktion in der Schweiz mit Macht ihr Haupt. Die Abschaffung der Messe in Zürich, die sozialen und die Täuferunruhen hatten die noch immer in der politischen Vorherrschaft sitzende katholische

Partei zu schwer gereizt. Im Oktober 1525 mußte sogar Zwinglis alter Freund, der Administrator Geroldseck, von Einsiedeln weichen und in Zürich eine Zuflucht suchen. Doch noch Schlimmeres stand in Aussicht. Auf Anstiften Fabers sollte die Waffe der Disputationen, mit welcher der Reformator daheim bisher aller Schwierigkeiten Herr geworden war, gegen ihn selbst gefehrt werden. Der bekannte Eck aus Ingolstadt hatte sich schon 1524 als Disputator wider Zwingli erboten (Abb. 72). Jetzt lud unter Zustimmung des aristokratischen Regiments Berns und damit auch der übrigen vermittelnden Kantone die Tagsatzung für den Mai 1526 zu einem allgemeinen schweizerischen Religionsgespräch nach Baden ein, also an den Ort, der in Zürich durch das treulose Blutgericht im Ittinger Handel in übelster Erinnerung war. Daher erklärte Zwingli von vornherein, er werde nicht nach Baden ziehen. Das Geleit sei nicht sicher, und die Disputation nicht frei; die Entscheidung solle nicht allein aus Gottes Wort geschöpft werden. Die Weigerung wurde Zwingli für den Augenblick allgemein verdacht, aber es war ein Akt bedachter Klugheit. Natürlich mußte es ihn, den so vielfach siegreichen Disputator, reizen, sich mit Eck zu messen. Aber wie unheilvoll konnte der Ausgang werden, wenn die Leidenschaften sich erhitzten, und die katholische Partei sämtliche Führer der Evangelischen schutzlos beieinander hatte? Allerdings hatten dann auf dem Gespräche, das vom 21. Mai bis 8. Juni währte, die Widersacher Ecks: Dekolampad aus Basel, Berchtold Haller aus Bern und Dechslı aus Schaffhausen einen schweren Stand. Obwohl Dekolampad im stillen auf viele einen tiefen Eindruck machte, obwohl ihm Zwingli, durch Schnellläufer täglich unterrichtet, mit Rat beistand, sprachen ihm doch nur elf Stimmen, teilweise noch mit Vorbehalt, Eck gegen neunzig den Sieg zu. Eck, Faber, der besonders durch die Presse tätige Straßburger Mönch Thomas Murner (Abb. 73), die Gesandten der Bischöfe in ihrem Gepränge, ihren „honorificabilitudinationibus“, wie Bullinger scherzhaft berichtet, genossen des Triumphes.

In diesen schweren Zeiten, in denen manche Anzeichen doch schon auf einen nahen Umschwung hindeuteten, hielt sich Zürich tapfer aufrecht. Auf Antrieb Zwinglis wurden im Herbst 1526 die noch in der Stadt vorhandenen heimlichen Anhänger des Reislaufs und der alten Ordnung der Dinge durch einen Prozeß gänzlich unterdrückt. Der angesehenste unter ihnen, der alte verdiente Ratsherr Grebel, der Vater des „Erzwiedertäufers“, wurde sogar am 30. Oktober hingerichtet. Wahrscheinlich war dabei Zwingli von persönlicher Leidenschaftlichkeit nicht ganz frei. Doch wer



Abb. 59. Berchtold Haller zu Bern.
Holzschnitt in Reusners „Icones“. (Zu Seite 36.)

sollte nicht die Reizbarkeit des Reformators und seitens des Zürcher Rates den Eifer verstehen, mit dem er wenigstens im Innern eine geschlossene Einheit zu sichern trachtete, in Zeiten, in denen auf allen Seiten Feinde sich erhoben? Noch war der Täuferstreit nicht beendet, in der Schweiz schien die alte Kirche das Feld zu behalten; zwischen Zürich und Wittenberg aber war gerade jetzt jener unglückselige Zwiespalt im Ausbruch begriffen, welcher wie nichts anderes den Fortschritt und die reine Ausprägung des Evangeliums auf beiden Seiten geschädigt hat.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Kampfes zwischen Luther und Zwingli verlangt einen etwas eingehenderen Bericht. Der Zürcher hatte seine Abendmahlslehre in langem, stillem Ringen zugleich mit oder noch vor der entsprechenden Tauflehre ausgebildet. In der Auslegung der Schlußreden äußert er noch keinen Zweifel an der realen Gegenwart des Leibes und Blutes im Abendmahl. In einem Privatbrief jedoch, den er gleichzeitig, am 15. Juni 1523, seinem alten Lehrer Wytttenbach schrieb, hätte er schon am liebsten das Brot einfach Brot, den Wein Wein genannt. Allein er sieht noch nicht, wie dies ohne Verletzung der Worte Christi und wichtiger religiöser Grundprinzipien möglich sei. Bei solchem Schwanken bedeutete es für ihn, wie er selbst gesteht, eine Erlösung, als — ungewiß um welche Zeit, jedenfalls aber nach jenem Schreiben an Wytttenbach — zwei Niederländer aus der Schule des sogenannten Vorreformators Wessel, Hinne Rode und Georg Saganus, nach Zürich kamen. Sie überbrachten einen Brief ihres Gefinnungsgenossen Cornelis Hoen, der, wahrscheinlich ursprünglich an Luther gerichtet, die Worte: „Das ist mein Leib“, mit aller Bestimmtheit im symbolischen Sinne: „Das bedeutet meinen Leib“, auslegte. Damit hatte Zwingli gefunden, was er suchte; mit einem Schlage war jetzt für ihn alles geklärt.

Doch nun fragte es sich, inwieweit Pflicht und Klugheit ein öffentliches Hervortreten mit der neuen Ansicht ratsam machten. Er entschloß sich, zunächst noch zuzuwarten und nur mit gelehrten Freunden die Sache weiter zu erörtern. Doch da erschien Karlstadt im Herbst 1524, aus Sachsen ausgewiesen, in Süddeutschland und auch in Zürich (Abb. 74). Von mystisch-radikalen Tendenzen aus hatte er ebenfalls mit der Realpräsenz gebrochen und trug in leidenschaftlichen Kampfschriften gegen Luther eine höchst abenteuerliche Auslegung der Einsetzungsworte vor, als habe Christus mit dem „dies ist mein Leib“ auf sich selbst hingewiesen, ohne das Brot überhaupt in Betracht zu ziehen. Nunmehr glaubte Zwingli, nicht länger stillschweigen zu dürfen, damit nicht mit den Torheiten Karlstadts zugleich der berechtigte Kern seiner Anschauung verworfen werde. Am 16. November 1524 führte er in einem eingehenden Schreiben an den evangelischen Prediger Matthäus Alber in Reutlingen aus, daß nach richtigen exegetischen Grundsätzen mit besonderer Beziehung auf das Wort Christi in Joh. 6: „Das Fleisch ist kein nütze“, die symbolische Deutung die allein zulässige sei. Die gleiche Ansicht legte er im Kommentarius nieder und zog zugleich aus dem Wesen des Glaubens die Folgerung, das Abendmahl sei nichts als ein Wiedergedächtnis des Leidens Christi, durch das wir die Liebestat des für uns Gefreuzigten preisen und uns zum reinen Wandel in der Bruderliebe verbinden. Also auch das Abendmahl nur ein Pflichtzeichen! Der Brief wurde schon handschriftlich in sehr zahlreichen Abschriften verbreitet; im März 1525 gab ihn Zwingli gleichzeitig mit dem Kommentarius in Druck.

So war bereits im Frühling 1525 der Gegensatz der beiden Richtungen des Protestantismus klar herausgearbeitet. Denn auch Luther hatte sich im Einklang mit seiner religiösen Grundüberzeugung schon 1523 für die reale Gegenwart des Leibes und Blutes nach dem einfachen Wortlaut der Einsetzung Christi bestimmt ausgesprochen. Mit Emphase bekräftigte er anfangs 1525, Karlstadt niederschmetternd, seine Auffassung in der Schrift „wider die himmlischen Propheten“. Dies alles war Zwingli sehr wohl bekannt. Wenn er gleichwohl nicht sofort zum direkten Angriff gegen Luther schritt, so lag der Grund nahe: er wollte den verwüstenden

Streit unter den Vorkämpfern des Evangeliums nicht vom Zaune brechen. Es war deshalb sehr unrecht, wenn man von einer „reformierten Taktik“ der Unaufrichtigkeit und der Schleichwege im Sakramentsstreit gesprochen hat. Daß der Brief an Alber, der selbstverständlich dem Adressaten zugesandt wurde und nicht bloß fingiert war*), erst später gedruckt, dagegen zuerst handschriftlich mehr als fünfhundert Brüdern mitgeteilt wurde, war gewiß nicht geschehen, um eine heimliche Konspiration gegen Luther zusammenzubringen. Sonst hätte Zwingli nicht selbst die Sache ein halbes Jahr später Bughenhausen gegenüber ausgeplaudert. Was sollte er denn tun? Sollte er, um die Autorität Luthers nicht zu verletzen, die ihm so wertvolle und tatsächlich hochbedeutsame Erkenntnis verschweigen? Er hatte bisher den Päpstlern gegenüber seine Unabhängigkeit von Luther stark betont, um nicht als Schüler des gebannten Wittenbergers ungehört verdammt zu werden; um so weniger hatte er jetzt Anlaß, sich an seinen großen Vorgänger zu binden. Andererseits hielt ihn seine ungeheuchelte Verehrung Luthers von jeder offenen Herausforderung zurück. So fuhr er fort, wie er angefangen, niemand zuliebe und niemand zuleide seine Ansicht darzulegen und sie im Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit immer mehr mit Gründen zu befestigen.

In diesem Sinne sandte er im August 1525 hinter dem Kommentarius her die lateinische „Nachhut über das Abendmahl“ (Abb. 75), einen Nachtrag von Argumenten, die ihm, wie er sagt, erst nach Abschluß des Kommentarius eingefallen seien. Eins davon, so erzählt der Reformator, sei ihm beim Grauen des Tages im Traume von einem „ihm zur Seite tretenden Mahner“ an die Hand gegeben —

so sehr machte ihm Tag und Nacht die Frage zu schaffen. Am Schluß der „Nachhut“ konnte er auf den gewichtigen Genossen hinweisen, der ihm im Streite zu Hilfe gekommen war. Dekolampad hatte in seiner Schrift „über den wahren Sinn der Worte des Herrn: das ist mein Leib, nach den ältesten Lehren“ (de genuina verborum Domini etc.) den Nachweis geliefert, daß die tropische Deutung sich auch auf die Autorität der angesehensten Kirchenväter berufen dürfe. Seine

*) Die Stelle in einem Briefe Dekolampads, Opera Zwinglii VII, 476, erledigt sich leicht, wenn man editam nicht = „geschrieben“, sondern = „herausgegeben, veröffentlicht“, faßt.



☒ Abb. 61. Die alte Lateinschule am Stift in Zürich. (Zu Seite 39.) ☒

Arbeit gab viele Jahre später Melanchthon den Hauptanstoß, daß er in der exegetischen Frage den Reformierten zufiel. Zwingli selbst aber veröffentlichte, als es längst unmöglich geworden war, der Gemeinde die Streitfragen vorzuenthalten, anfangs 1526 in deutscher Sprache eine „klare Unterrichtung vom Nachtmahl Christi“, damit „die Einfältigen von niemand mit Spitzfindigkeit hintergangen würden“.

Mittlerweile war der Zusammenstoß der beiden Parteien, wenn auch noch nicht in unmittelbarem Schriftenwechsel zwischen Luther und Zwingli, schon erfolgt. Im Sommer 1525 hatte Bugenhagen, der Pfarrer von Wittenberg (Abb. 77), „wider den neuen Irrtum vom Sakrament“ sich ausgelassen, Zwingli erwiderte am 23. Oktober. Im folgenden Jahre schrieb Luther zu dem „schwäbischen

Syngramma“ des Brenz ein kräftiges Vorwort. Dazu wurden um Michaelis 1526 drei Predigten, die er wider die Schwarmgeister in Wittenberg gehalten hatte, zusammengestellt und ohne sein Zutun herausgegeben. Der Zürcher aber züchtigte in den ersten Tagen 1527 den badischen Hofprediger Strauß, der seinen Herrn veranlaßt hatte, die Bücher der Gegner als Ketzerschriften in seinem Lande zu verbieten. Nun war des Haltens nicht länger. Im Winter 1526 auf 1527 saßen die beiden Kämpen sowohl in Wittenberg als in Zürich fleißig am Werke, und dann fuhren sozusagen gleichzeitig die Schwerter aus der Scheide. Am 28. Februar 1527 unterzeichnete Zwingli die Vorrede zu seiner „Amica exegesis, id est expositio eucharistiae negotii ad M. Lutherum“ (freundliche Auslegung des Abendmahlshandels an Luther; Abb. 76). Was ihm aus dieser Arbeit besonders am Herzen lag, legte er gleichzeitig für die deutschen Leser in seiner „freundlichen Verglimpfung und Ablehnung über die Predigt des trefflichen Martin Luthers wider die Schwärmer“ nieder. Als er beide Bücher Luther am 1. April 1527 mit einem höflichen, aber selbstbewußten und harten Privatbriefe zusandte, war die Streitschrift des Wittenbergers: „daß diese Worte Christi: das ist mein Leib usw., noch fest stehen, wider die Schwarmgeister“ bereits auf der gleichen Frühlingmesse erschienen. Doch nicht genug mit diesem ersten Waffengang. Die Kämpen maßen sich zum zweiten Male, indem sie dieselben Argumente in neuer Form wiederholten. Unverzüglich, am 20. Juni 1527, suchte Zwingli zu beweisen: „daß diese Worte Jesu Christi: das ist usw., ewiglich den alten einigen Sinn haben werden, und M. Luther mit seinem letzten Buch seinen und des Papsts Sinn gar nicht gelehrt noch bewährt hat“. Der deutsche Reformator antwortete



Abb. 62. Rudolf Collin. Lehrer an der Lateinschule in Zürich. Kupferstich nach Hans Usser von Conrad Meyer. (Zu Seite 40.)

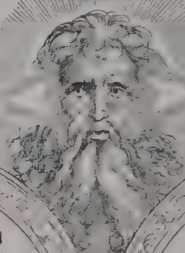
„daß diese Worte Christi: das ist usw., ewiglich den alten einigen Sinn haben werden, und M. Luther mit seinem letzten Buch seinen und des Papsts Sinn gar nicht gelehrt noch bewährt hat“. Der deutsche Reformator antwortete

Als sind die Zehen gebort: wie sy Gott von wort zu wort

Wort ist vff dem Berg Synai gegeben/ vnd mit sinem finger in zwölff stamme raffen geschriben hat.

Die Erste Tafel haltet
in dir gebort die Götter/ der fur-
nemlich bestehend.

Die Ander Tafel sieben
gebort jehusende: was die liebe des
nächsten bestehend.



I

Ich bin Gott din

HIE ICH VERDICHT VSSZIE-
gen/ vssz dem dienstkun-
gefuert hat. Du solst nit frönde oder
andre Götter vor mir haben. Du solst dir kein ge-
den noch geschmuck bild machen: Ja gar kein bildnus
noch gliednus/ weder deren dingens die in himlen da o-
den noch deren die vnden vff erden/ noch deren die in
wasseren sind vnder der erden. Du solst dich vor men-
niten ducken/ inen nit dienen: sy weder eren noch an-
bähen. Du solst kein der **HIE ICH** din Götter an-
cker vffsetzen/ heimlich die böshait vnd misshait
der vätteren/ an den kint der in das dritze vnd vierd
geschlecht/ aller deren die mich hassend: karm hering-
keit aber vnd fründtschaft bewysende in die rufige/
denen die mich liebend/ vnd mine gebort haltend.

II

Du solst den namen des **HIE ICH** vnd des **HE**
Göttes nit on nutz/ ydel/ oder vppischlich nemen: Dann der
HIE ICH wird den nit vnschuldig halten/ der sinen
namen vppischlich vnd ydel nimpt.

III

Gedenck des Sabaths in zu huldig. Gedachte weist
du wercken vnd schaffen alle die werck: vnd am
sibenden tag ist der Sabath dem **HIE ICH** vnd dem
Götter. Item werck solst du rhim: ja du/ vnd dine fun-
vnd dine röhren/ dine knecht/ dine mägde/ den vech-
der fröndling der by dir wonet innerhalb dinen cho-
ren. Sann sechs tag hat der **HIE ICH** gemacht him-
mel vnd erden: das meer vnd alles was in inen ist:
vnd an dem sibenden tag hat er geruht. Deshalb
hat der **HIE ICH** den Sabath gesegnet vnd
geheyliget.

III

Du in hohen eren sin war-
ter vnd dinsten: vssz das
du dinn klobst in ein hand
das dir der **HIE ICH** geben
wird.

V

Du solst nit röden.

VI

Du solst nit Lestochen.

VII

Du solst nit stölen.

VIII

Du solst nit vallsche zu mus geben wider
dinen nächsten.

IX

Du solst nit begren das huss dines
nächsten.

X

Du solst nit sterben dines nächsten Leibes/
weder dines knechts/ noch dines magd/ weder
dines nächstes/ noch dines **HE** als
das so du nächster bist/ solst du
nit begären

Leut. 19.

Mat. 23.

Röm. 1.

Du solst den **HIE ICH** vnd dem Götter liebhaben vssz ganzen sinen hergen/ von ganzer diner seel/ vnd von aller diner krafft vnd
vermögen. Siß ist das summe vnd geschickte boht. Das ander aber dem glich. Du solst liebhaben dinen nächsten als dich selber.
in denen weyngedeboren hangt das gang gesang vnd propheten. Erfüllung vnd haltung des gesanges/ ist die liebe. Galat. v. Sann
das gang ginge wirt in einem wort erfüllt/ nämlich in dem: Hasst du dinen nächsten als dich selber. End des gesanges ist/ Liebe
vssz reinem hergen/ vnd güter gewissen/ vnd warm vngeweglich gnecken glauben. i. Timothee.

Das Clatter vnser.

Mat. 7.

Nitter vnser. Der du bist in den himlen. Götterlicher wärd din nam. Zu dem du Kyck. Du wilt der geschick vff erden als im himel
Vnser täglich Brot gib vns heutt. Vergib vns vnser schuld/ als vnd wir vergeben vnseren Schuldnern. Nie vnser vns in versuch
nus. Sann er nicht vns von tuel. Amen.

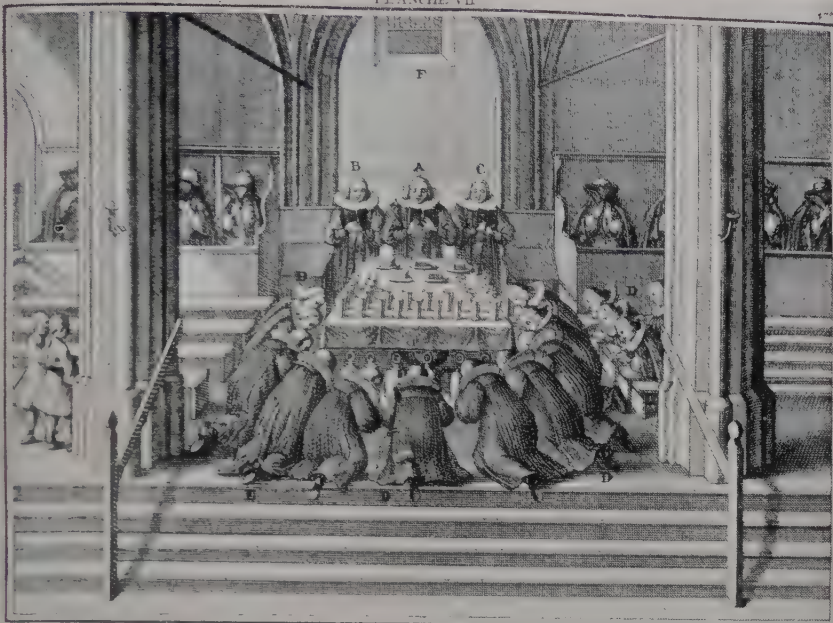
Das ane Maria.

Gegrüßet seist du Maria voller guden/ der Herr ist mit dir/ du bist hochgelobt in den wyben/ vnd hochgelobt ist die frucht dines lybs
Jesum Christum.

Der Kloub.

Ich kloub in Gott vatter allmechtigen/ einen schöpfer des himels vnd der erden. Vnd in Jesum Christum sinen einigen sun vnseren
Herrn. Der empfangen ist von dem heiligen geist. Geboren vssz Maria der jünger: wem der gelitten hat vnder Pontius Pilate: ge-
kreuziget/ gestorben/ vnd begraben. Abgewand zu der Hell. Am dritten tag vrschanden von den toden. Vngewand zu den himlen:
da er sitzt zu der gerechten Götter des allmechtigen vatters. Sann er kunftig ist zu werden lebende vnd redende. Ich kloub in den
heiligen geist. Sie heilige allgemeine klich aemmenlicher heiligen Ablass der sund. Vergeten des klafes. Vnd ewig loben.

gedruckt zu Zürich durch Christophorum Freyholzer. im 10. S. XXV. jar.



A. Le Prêtre
B. Les deux
C. Les deux Ministres, ceux-ci élèvent la
Sainte eucharistie.

CONSECRATION & ACTION
de GRÂCES
avant et après
la COMMUNION à ZÜRICH.

D. D. D. D. Ministres et Chanoines administrant
à genoux.
E. Le Marguillier.
F. Partie du chœur de l'Eglise de Frau-Münster.



A. Le Prêtre et deux Ministres, qui élèvent
le Pain et le Vin sacré.
B. Les deux faisant la même chose.
C. Le chœur.

COMMUNION
dans
l'EGLISE de FRAU-MÜNSTER
à ZÜRICH

D. Marguillier.
E. Table sacrée. Tous les autres sont des
communiants.
F. F. Partie extérieure de l'Eglise de Frau-Münster.

Abendmahl, der Vernunft nicht der entscheidende Richterspruch zusteht. — Doch mag es in dem allen Zwingli gebrechen, gleichwohl ist er kein unwürdiger Gegner des großen Wittenbergers. Hat er nicht die hohen Gedanken Luthers, so übertrifft er ihn dafür in der Kritik, in der Behandlung des Einzelnen, in scharfer, dialektischer Kunst. Indem er aber mit seinem Pfunde wucherte, trug auch Zwinglis Bemühung um das Verständniß des Abendmahls bleibende Frucht. Nicht allein hat er die überschwenglichen und verkehrten Folgerungen, die Luther zum Beweise seiner These zog, abgewehrt, sondern vorzüglich liegt sein Verdienst auf dem exegetischen Felde. Hier zeigt sich die forschende, vergleichende, sondernde und vernünftig erwägende Begabung Zwinglis im schönsten Lichte; hierhin ging auch von Anfang an sein Hauptinteresse. Sein Scharfblick hat ihn in diesem Stücke nicht getäuscht: in der Deutung der Einsetzungsworte hat er zweifellos gegenüber Luther recht behalten.

Wenn aber so im Streite die ganze Persönlichkeit der beiden Reformatoren sich charakteristisch gegeneinander abhob, so kann es sich bei ihrem Zwist nicht, wie es in der Gegenwart scheinen möchte, um eine verhältnismäßig unbedeutende Einzelfrage des religiösen Lebens gehandelt haben. Vielmehr wurde die Differenz in der Auffassung des Abendmahls nur der Anlaß zur Entfaltung der grundsätzlichen Verschiedenheit zweier Glaubensweisen innerhalb des evangelischen Christentums. Wir können hier von den spezifisch theologischen Konsequenzen, der Ubiquität auf der einen, der Allöse auf der andern Seite absehen.

Die Hauptsache ist: Luther verbindet so eng wie möglich Gottheit und Menschheit, Gnadengabe und Zeichen; Zwingli will das Göttliche und Menschliche, das Sinnliche und Geistliche nach Möglichkeit trennen. Der Glaube Luthers lebt davon, daß er immer wieder durch den real gegenwärtigen, in den Gnadenmitteln der Kirche fortwirkenden und objektiv sich anbietenden Erlöser des gnädigen Gottes vergewissert werde. Zwingli dagegen blickt überall auf den geschichtlichen Christus, der die Erlösung ein für allemal für uns vollbracht hat, und auf die durch ihn versöhnte Gottheit, die uns ohne Mittel ergreift und zu sich zieht. Sein Glaube bedarf keiner äußerlichen Versicherung; ja er hält es für gottlos, zu meinen, durch leibliches Essen werde die Sünde erlassen, oder sonst eine Wirkung herbeigeführt, die allein vom Geiste herkommen könne. Der Christ seiner selbst und seines Heiles unmittelbar gewiß — so enthüllt sich uns im Streit der innerste Kern der Frömmigkeit Zwinglis, damit aber zugleich der Grundzug in der religiösen Eigentümlichkeit des werdenden reformierten Protestantismus.



Abb. 66. Jakob Amman, Lehrer an der Lateinschule in Zürich.
(Zu Seite 40.)

Bei solcher Verschiedenheit der Glaubensrichtung auf dem Grunde des einen Evangeliums hing alles davon ab, welches Verhältnis die Streitenden als die Führer ihrer Kirchen trotz der theologischen und religiösen Differenzen zueinander gewinnen mochten. Da hat man denn mit Recht über die Unbrüderlichkeit, ja fanatische Roheit in dem Tone Luthers geklagt, welcher

den „Zwingel“ und Genossen ohne weiteres zum Teufel warf und ihn im großen Bekenntnis von 1528 öfters nur als „den Geist“ zitierte. Demgegenüber ist die Haltung des Zürchers von Anfang bis zu Ende entgegenkommender, versöhnlicher. Er hat sich in der Amica exegesis bemüht, den Mann, der ihn einen Ketzer schalt, von seiner redlichen christlichen Gesinnung zu überzeugen, und dazu gehört viel Demut und Selbstlosigkeit. Diese Anerkennung bedeutet viel und doch zuletzt nur einen formellen Gewinn. Luther war grob, weil er tatsächlich sich den Widerspruch der Schweizer nur aus diabolischer Eingebung erklären konnte. Eine Scheidung von Religion und Theologie, gar ein Nebeneinander verschiedener Glaubensrichtungen liegt ihm völlig fern. Von solcher Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit aber weicht auch

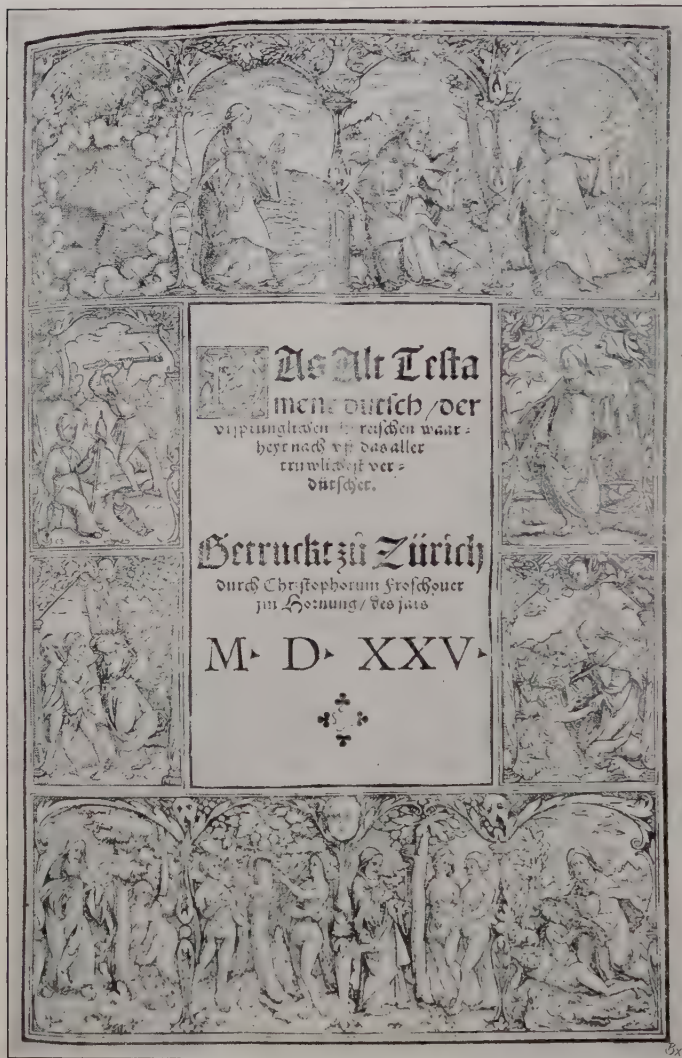


Abb. 67. „Das Alt Testament ditsch“, 1525. Gedruckt bei Christoph Froschauer in Zürich. Aus Zwinglis Besitz im Zwingli-Museum zu Zürich. Titelblatt mit zwölf Bildern aus der Schöpfungsgeschichte.

Zwingli nur um einen Grad ab. Wohl rühmte er sich noch in der Schrift vom 20. Juni 1527, er habe mit seiner Meinung keiner Kirche und keinem Menschen Gewalt antun, sondern ihnen ihr Urteil frei lassen wollen. Dabei aber machte auch er den Vorbehalt, der recht Belehrte müsse endlich von seinem Irrtum absteigen. Der eine und selbe Gottesgeist werde zuletzt alle Kirchen zu dem gleichen Glauben vereinigen. Als diese Erwartung bei Luther betrog, sah sich auch Zwingli veranlaßt, ihn der Verstockung anzuklagen und, ganz wie jener ihm vorgeworfen hatte, zu er-

prinzip des Glaubens und der Rechtfertigung, in der Zwinglis das Formalprinzip der alleinigen Autorität der Heiligen Schrift. Er wurde Reformator, indem er Lehre und Leben prüfte an der „Klarheit und Gewißheit des göttlichen Worts“. Bis zuletzt blieb die Frage: „Muß man Gott und seiner ewigen Wahrheit gehorchen oder den Menschen mit ihren wandelbaren Meinungen?“ der Grundtrieb all seines Denkens und Lehrens. Augenscheinlich ist er in diesem Streben ein getreuer Schüler des Erasmus, wie er denn auch aller vom Humanismus dargebotenen wissenschaftlichen Mittel zur Erforschung der Bibel sich mit Fleiß bediente. Aber sofort schied er sich von seinen Vorgängern, indem er der Schrift nicht etwa eine aufgeklärte Moral, eine Lebensphilosophie entnahm, sondern sie vielmehr als die Offenbarung göttlichen Heiles ansah. Im Gegensatz zu den bildungsstolzen, Kirche und Volkstum geringschätzenden Humanisten befähigte ihn zu tieferem Schriftverständnis schon sein patriotischer und kirchlich-praktischer Sinn. Erst recht wurde er über die humanistische Auffassung der Schrift hinausgeführt, als ihm, wesentlich durch den stillen Einfluß Luthers, das evangelische Verständnis der Rechtfertigung aufging, als ihm Christus der einzige Trost und Schatz seiner Seele wurde. Die Erlösung und Versöhnung durch den wahren Gottes- und Menschensohn ist für Zwingli wie für Luther das einzige, alles andere ausschließende Heilsprinzip. Der Zürcher erwies sich als echter Reformator, indem er die Rechtfertigung aus Gnaden und Glauben allein zum Leitmotiv seines Schriftverständnisses erhob. Dabei bleibt jedoch zwischen ihm und Luther stets der Unterschied, daß dieser durch seine persönliche Glaubenserfahrung auch der

Schrift gegenüber Freiheit, ja die Kühnheit besaß, ein Buch hervorzuheben, das andere zurückzustellen, je nachdem es „Christum treibet“. Zwingli dagegen unterwirft sein Glaubensleben stets der Schrift als der objektiven Macht der Wahrheit zur Besserung der Christen und zur Reinigung der Christenheit. Denn seine reformatorische Stellung ist weit weniger als die Luthers durch persönliches Ringen, durch erschütternde Bußkämpfe bedingt. Vielmehr geht es bei ihm, da nicht das religiöse Gefühl, sondern Verstand und Wille in ihm vorwiegen, erst von der theoretisch gewonnenen, aber durch den Willen festgehaltenen Erkenntnis zur persönlichen Erfahrung. Schon daraus aber folgte, daß für ihn die zeitlichen und heilsgeschichtlichen Unterschiede in den Bestandteilen des Bibelbuches sich verwischten. Die lutherische

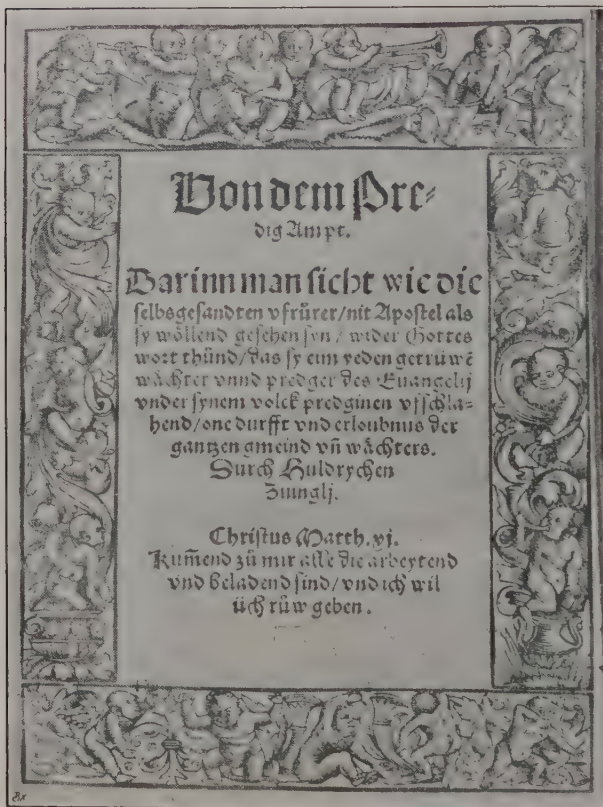


Abb. 70. Titelblatt der 1525 erschienenen Schrift Zwinglis.
 Nach dem Exemplar im Zwingli-Museum zu Zürich. (Zu Seite 43.)

Spannung zwischen Gesetz und Evangelium löst sich bei Zwingli aus. Er betrachtet lieber beides zusammen als einheitliche Größe, als die Gesamtoffenbarung des guten und gnädigen Gotteswillens. Noch wichtiger ist die Abweichung von Luther in seiner Auffassung der Sünde. Zwar teilt auch er die Grundvoraussetzung der Reformation, die Unfähigkeit des natürlichen Menschen zu allem Guten und die Verwerfung des freien Willens. Aber er wehrt sich je länger, je bestimmter dagegen, daß die Erbsünde mehr als ein angeborener „Breiten“ oder Krankheit, daß sie eine Erbschuld sei, die z. B. die ungetauften Kinder verdamme. 1526 mußte er sich darüber in einer besondern Schrift gegen den Augsburger Urbanus Rhegius (Abb. 86) verteidigen.

Alle diese Eigentümlichkeiten lassen in der Schrifttheologie des Reformators noch andere Motive vermuten, als den erneuerten Paulinismus und die Rechtfertigung. In der Tat stellt sich eine zweite Entwicklungsreihe dar in dem für Zwingli charakteristischen Spiritualismus und Radikalismus. Auch sie wird aus dem Humanismus herkommen. Denn wie anders könnte Bildung und Wissenschaft ohne ein neues religiöses Grundprinzip bessernd auf ein verrottetes Kirchenwesen einwirken, als durch Vergeistigung? Zwinglis Spiritualismus aber empfing in Verbindung mit seinem Biblizismus seine reformatorische Kraft durch den schroffen Gegensatz gegen den Katholizismus. Wenn Luther den in das Christentum eingedrungenen Judaismus auslegte, so hatte Zwingli die geschichtliche Aufgabe, den Paganismus, den Kreaturendienst, die Veräußerlichung der Religion durch den römischen Zeremonien-, Bilder- und Heiligendienst auszufegen. In diesem Zusammenhang erhält die radikale Vereinfachung des Zürcher Gottesdienstes bis auf die dürftigsten

Formen, die Entfernung der Bilder, des Gesangs und der Orgeln das rechte Licht. War das eine Übertreibung, die die reformierten Kirchen später sämtlich zurückgenommen haben, so war sie in der gegebenen geschichtlichen Situation begreiflich und sicherlich nicht ohne segensreiche Wirkung. Doch äußerte sich der Spiritualismus nicht bloß in den praktischen Fragen; vielmehr trifft seine Einwirkung auch den Glaubensbegriff. Der Glaube gilt Zwingli vielfach allgemein als die lebendige Religiosität des Subjekts, als das lebenskräftige, das ganze Gemüt umfassende Verständnis des göttlichen Heils in Christo. Die weitere Fassung hat den Vorzug, daß sie Rechtfertigung und Heiligung aufs engste verknüpft; aber sie leidet daran, daß die Mittelglieder, durch welche Gottes Gnade

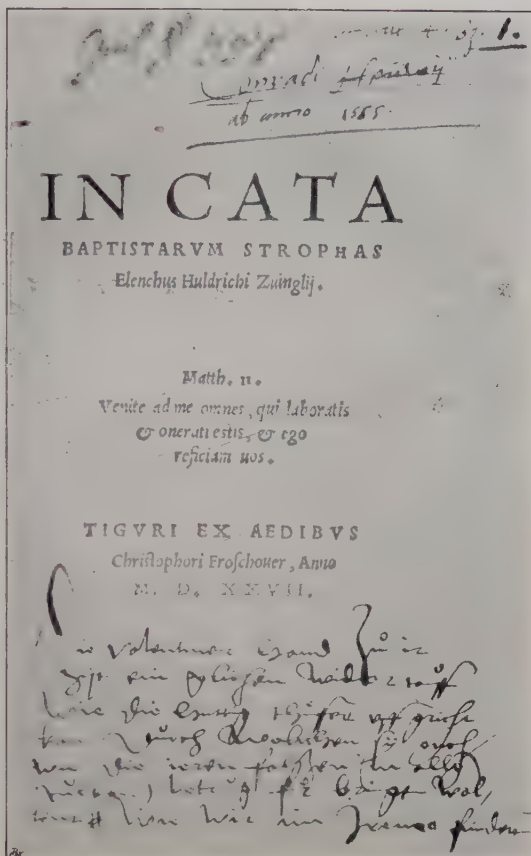


Abb. 71. Titelblatt der lateinischen Schrift Zwinglis „Widerlegung der Ränke der Taufzerstörer“, 1527. Nach dem Exemplar im Zwingli-Museum zu Zürich. (Zu Seite 45.)

wirkt, in ihrem Werte verkannt werden. Selbst bei Christus ist nicht eigentlich die ganze gottmenschliche Erscheinung, sondern nur der sich in ihm offenbarende Gott der wahre Gegenstand des Glaubens. Die Sakramente sind, wie wir hörten, nicht Stützen, sondern nur Äußerungen des Glaubens, Bekenntnis- und Pflichtenzeichen. So zieht sich durch das gesamte religiöse Denken Zwingli ein schroffer Riß zwischen Äußerlichem und Innerlichem, Himmlischem und Irdischem: nichts vermag der Mensch oder ein Symbol, eine Zeremonie, alles Gott und der Geist in direkter Herzensbewegung. Dieser kaum überbietbare Spiritualismus aber konnte auch nicht ermäßigt werden, als ihm in dem Radikalismus der Täufer sein Zerrbild entgegentrat. Denn er war seinerseits tief begründet in einer dritten Grundrichtung des Reformators, nämlich in seiner das ganze System durchdringenden und bestimmenden Gotteslehre.

Auch diese dritte Entwicklungsreihe ist bei Zwingli keimhaft von Anfang an vorhanden, aber sie hat doch am längsten Zeit gebraucht, sich voll zu entfalten. Je mehr jedoch Zwingli seiner selbst bewußt wird, desto entschiedener macht er die eifersüchtige Abwehr jeder Verdunkelung der Erhabenheit und Größe Gottes, die jede kreatürliche Vermittlung ausschließende Abhängigkeit von ihm als das Kennzeichen aller wahren Frömmigkeit geltend. Gott ist das Sein aller Dinge, die Quelle oder die Substanz, aus der alles ausfließt. Er wirkt alles in allem. Nichts ist, lebt und denkt aus eigener Macht, sondern alles bewirkt die

Gegenwart Gottes. So wird Gott der lebendige Brunnquell alles Guten, so daß es überhaupt auf der Welt nichts Gutes gibt, das nicht geradeswegs von Gott herkäme. Wo irgend die Wahrheit erkannt wird, sei es auch in der heidnischen Philosophie, und wo ein ernstes, sittliches Streben sich verrät, beruht dieses Gute einzig und allein auf der „allwirkenden Fürsichtigkeit“ Gottes. Diese Allwirksamkeitslehre hängt offenbar wieder mit dem Panentheismus der Renaissance zusammen. Daher treibt sie bei Zwingli den Gedanken, der ihm mehr als alles andere zum Vorwurf ward, hervor, daß auch die dem Humanismus so werten



Abb. 72. Bildnis Joh. Ochs auf seinem Epitaph zu Ingolstadt.
(Zu Seite 47.)



Abb. 73. Thomas Murner. Aus dem Titelbild der „Defensio Germaniae“ Wimpelings. (Zu Seite 47.)

Größen der Antike von Gott seien. Auch Pindar, Plato und Seneca haben aus dem Quell der Wahrheit geschöpft; ja ein Herkules und Theseus, Sokrates, die Catonen und Scipionen werden als Selige in den Himmel versetzt. Dennoch ist das System des Reformators keine leere, religionsphilosophische Anschauung. Vielmehr treibt ihn stets das religiöse Interesse, bis zur letzten Ursache vorzudringen, und was er von Gott lehrt, soll nur soweit wahr sein, als darin das tatsächliche Glaubensleben mit seinen Erfahrungen und Konsequenzen zum Ausdruck kommt. Dafür zeugt nicht zuletzt die Beziehung der Allwirksamkeitslehre zur Prädestination. Von Haus aus ist Zwingli durchaus nicht, wie man oft meint, ein Anhänger der Erwählungslehre; vielmehr ist er ursprünglich geneigt, in dem Begriff Gottes die allwirksame Güte zu sehen. Freilich in dem Streit mit den Täufern trug er die Prädestinationslehre in schroffer Duplizität, zugleich als Erwählung und Verwerfung, vor; wie wir sahen, diente sie ihm als Waffe gegen den Donatismus der Anabaptisten. Nochmals formulierte er sie aufs allerschärfste in den Schriften seiner letzten Jahre. Dennoch blieb sie für ihn im wesentlichen nur eine Hilfslinie, eine Konsequenz seines Gedankens der Allwirksamkeit — zugleich dadurch erhärtend, daß sein Interesse

nicht an rein philosophischen Spekulationen, sondern an den Fragen des Heils, der Erkenntnis Gottes hängt.

Die drei Entwicklungsreihen in der Ausprägung der Zwinglischen Eigenart, mochte ihr noch soviel Einseitigkeit und Schwäche ankleben, haben das Gute, daß sie der reformierten Theologie, jede nach einer Seite hin, die Richtung wiesen. Zwingli stellte ihr die Aufgabe, stets Bibeltheologie zu sein, ferner ebenso gegen die objektive Kirchlichkeit des Luthertums wie gegen die katholische Sakramentsmagie ein Gegengewicht zu bilden, endlich neben die christocentrische Auffassung Luthers die theocentrische Betrachtung zu stellen. Doch über die theologische Grundlegung geht die Fortwirkung Zwinglis im innersten Kern des Glaubenslebens weit hinaus. Er hat, freilich in einer noch wenig abgeklärten Gestalt, den neuen evangelischen Frömmigkeitstypus geschaffen, der die Seele des



Abb. 74. Andreas Bodenstein von Karlstadt. Metallschnitt in der Universitätsbibliothek zu Basel. (Zu Seite 48.)

reformierten Protestantismus werden und in ihm zu so reicher Entfaltung gelangen sollte. Wir sehen das Charakteristische an Zwinglis Frömmigkeit in der Selbstständigkeit der religiösen Persönlichkeit, die, allein von Gott abhängig, in sich selbst geschlossen dasteht. „So nun die Substanz und Wesen des Glaubens,“ hören wir von ihm, „ein solches Licht, eine solche Sicherheit und Ruhe ist, und der Glaube mag von keiner Kreatur kommen, sondern von dem einigen Heiligen Geist, dem Schöpfer und Leben aller Dinge, so ist gewiß, daß unser Glaube (ich verstehe den rechten, wesentlichen, wahren, lebhaftigen Glauben, da der Mensch weiß, daß er ein Kind Gottes ist) von keiner Kreatur kommt, in keiner bloßen Kreatur besteht, in keiner ungezweifelt ruhig und sicher ist, mit keiner Kreatur gestärkt wird, so er schwach ist.“ Ein andermal heißt es: „Christlicher Glaube ist ein Ding, das in der Seele der Gläubigen empfunden wird, gerade wie die Gesundheit im Leibe.“ Da ist keine Rede von Schwankungen, Zweifeln und Anfechtungen, kein Auf und Ab, kein Bedürfnis nach ständiger Versicherung des Heils durch irgendein Gnadenmittel; vielmehr weiß sich der Christ gegen alles, was außer ihm liegt, geborgen in seinem Gott. Nicht das Werden steht im Vordergrund, sondern das Sein in Festigkeit und Stetigkeit. Doch soll der Gläubige auch nicht ausruhen in dem Gefühl seiner Begnadigung, sondern alles, was er hat, sofort in Dienst stellen. Zwinglis Christentum ist das tätige, das

sich ausbreitet, das wider alles Gottwidrige angeht und die kleinsten, wie die höchsten, auch politische Mittel in Bewegung setzt, um den göttlichen Willen durchzuführen. „Christ sein,“ so sagt er uns, „heißt: in allen Dingen mit großem Mute Großes ausrichten, mit Freudigkeit alles ertragen, mit Rat und Tat ein Volksgesundheitsfreund sein, kurz gleich Gott selbst gegen alle gültig, in allen Dingen klug, überall standhaft und stark sein wie einer, der nicht den Menschen, sondern einem Höheren zu gefallen trachtet.“ Das war das Ideal, dem Zwingli für sich persönlich nachstrebte, und dies unabhängige, geschlossene, ethisch triebkräftige Christentum hat er den Seinen zu dauernder Nachwirkung eingepflanzt.

Die ihres Heils gewissenen Christen bilden die Kirche. Als sichtbare Gemeinschaft umfaßt dieselbe alle auch nur äußerlich Zugehörigen, als unsichtbare aber nur die, welche als

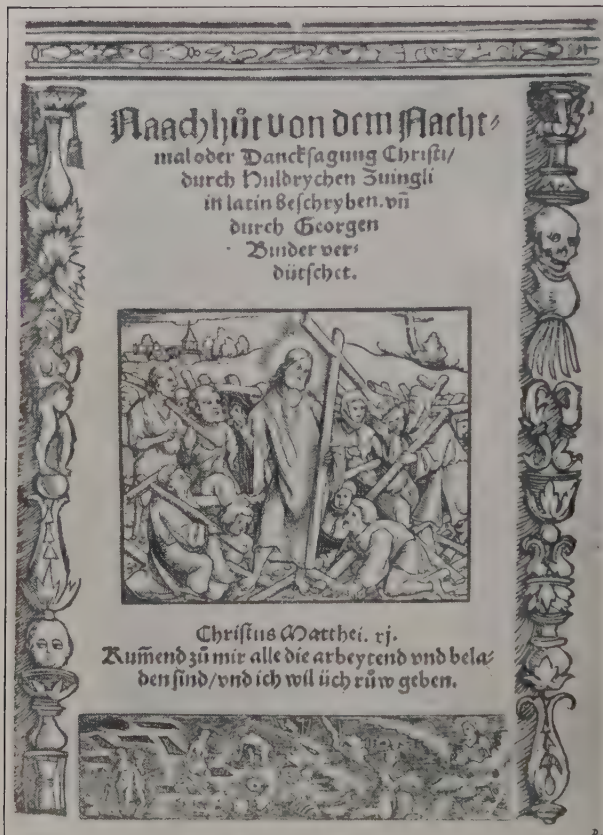


Abb. 75. Titelblatt der 1526 in zweiter Auflage erschienenen Übersetzung der Schrift Zwinglis „subsidiū sive coronis de eucharistia“ (Nachhut usw.). Gedruckt bei Christoph Froschauer in Zürich. Nach dem Exemplar im Zwingli-Museum zu Zürich. (Zu Seite 50.)

reicherer liturgischer Formen, der kirchlichen Gemeinde den Leib einer selbständigen Verfassung. So war alles auf Freiheit und Wahrheit des religiösen Subjekts gestellt, jedem Lustzug der Neuerung Tür und Tor geöffnet, ja die Gefahr herausgefordert, daß in Zeiten religiösen Niedergangs statt echter Frömmigkeit ein bloßes ethisches Pathos sich breit machen, daß man in den Humanismus zurückfallen werde, über den der Reformator selbst weit hinausgewachsen war. Darum war es innerlich wohl begründet, daß, obwohl Zwingli das Fundament zu einer bis zur Gegenwart fruchtbringenden religiösen Entwicklung gelegt hat, doch der echte Zwinglianismus nach kurzer Blüte bald zu Grabe getragen ward.

V.

Nach all dem schweren Kampfe der Jahre 1524 bis 1527 stand Zwingli am Schlusse desselben zunächst vor einem Aufschwung seines persönlichen Einflusses, der ihn auf die glänzende Höhe seines Lebenswerkes führte. Während des Abendmahlsstreites gewann er in ganz Süddeutschland eine Menge völlig überzeugter Anhänger: so in Konstanz die Brüder Ambrosius (Abb. 87) und Thomas Blarer sowie Johann Zwick, in Isny Paul Fagius (Abb. 88), in Memmingen Christoph Schapeler, in Ulm Konrad Som und vor allem die Stadt Straßburg mit ihrem politischen Führer, dem berühmten Stättmeister Jakob Sturm (Abb. 89), und ihren Reformatoren Buzer (Abb. 84), Capito und Hedio (Abb. 85), die seit 1523 dort wirkten. Überhaupt blieb im evangelischen Süddeutschland außer Nürnberg und dem eng verbundenen Brandenburg-Ansbach nur der Kreis um Brenz entschlossen auf Luthers Seite. Sogar aus Schlesien und erst recht aus Ostfriesland und den Niederlanden

hörte man von Regungen Zwinglischen Geistes. Der wichtigste Erfolg aber war, daß in der Schweiz selbst unmittelbar auf die Reaktion des Jahres 1526 ein großer Fortschritt des Evangeliums einsetzte. Über Erwarten förderten die Verschleppung im Druck des Protokolls von Baden, die herausfordernde und verletzende Sprache der Urkantone das Wachstum der reformatorischen Partei. Zu Ostern 1527 geschah es in Bern sogar, daß bei der Ratswahl die altgesinnten Aristokraten unterlagen, und die Reformfreunde an ihrer Stelle zur Herrschaft gelangten. Nun wurde in Bern vom 6. bis 26. Januar 1528 ein neues Religionsgespräch gehalten, das im Gegensatz zu Baden zum Triumph und zu einer stattlichen Heerschau der Reformation Zwinglis sich gestaltete. Die süddeutschen Freunde, unter ihnen Buzer und Capito, eilten herbei. An ihrer Spitze erschienen Zwingli und der Zürcher Bürgermeister, von dreihundert Bewaffneten durch die Gemeinen Herrschaften, von der Grenze ab durch Berner Mannschaft geleitet. Dagegen waren die Vertreter des Katholizismus bei der Dis-



Abb. 77. Bugenhagen, 1537.
Gemälde von Lukas Cranach. (Zu Seite 51.)



Abb. 78. Martin Luther, 1529. Cranachsches Gemälde im Museum Poldi-Pezzoli zu Mailand. Entnommen aus „Luther“. Von Ed. Heyd. Monographien zur Weltgeschichte, Bd. 29. (Zu Seite 69.)

putation, der wieder Vadian präsidirte, gering an Zahl und Bedeutung. So konnte man in aller Ruhe die strittigen Lehren feststellen. Das Ende war der völlige Anschluß Berns an die Zwinglische Reformation. Schon am 7. Februar 1528 erfolgte das Berner Reformationsmandat, wenig später, am 24. August, bezeichnenderweise auch das Verbot der fremden Kriegsdienste und Pensionen.

Das Berner Gespräch aber wurde für alle Evangelischen in der Schweiz das Signal, ihr Haupt zu erheben und den schwankenden Verhältnissen ein Ende zu machen. In Basel legte man in den ersten Monaten 1529 nicht ohne einen

Bildersturm das noch bestehende katholische Kirchenwesen völlig nieder. Ähnlich wurde in Schaffhausen und in den zugewandten Orten Biel und Mülhausen die Reformation definitiv begründet. Gleiches Recht forderten stürmisch manche Gemeinden in den Untertanenländern, so unter andern Bremgarten, wo der alte Dekan Bullinger 1529 seinem Sohne Heinrich Bullinger (Abb. 90) Platz machte. Hier aber stand die Besetzung der Vogteien meistens den Urkantonen zu, die derwachtenden reformatorischen Strömung gegenüber sich erst recht in ihrem Verfolgungseifer versteiften. Doch sollten ihrem Gebaren die bei weitem mächtigeren Kantone Zürich, Bern und

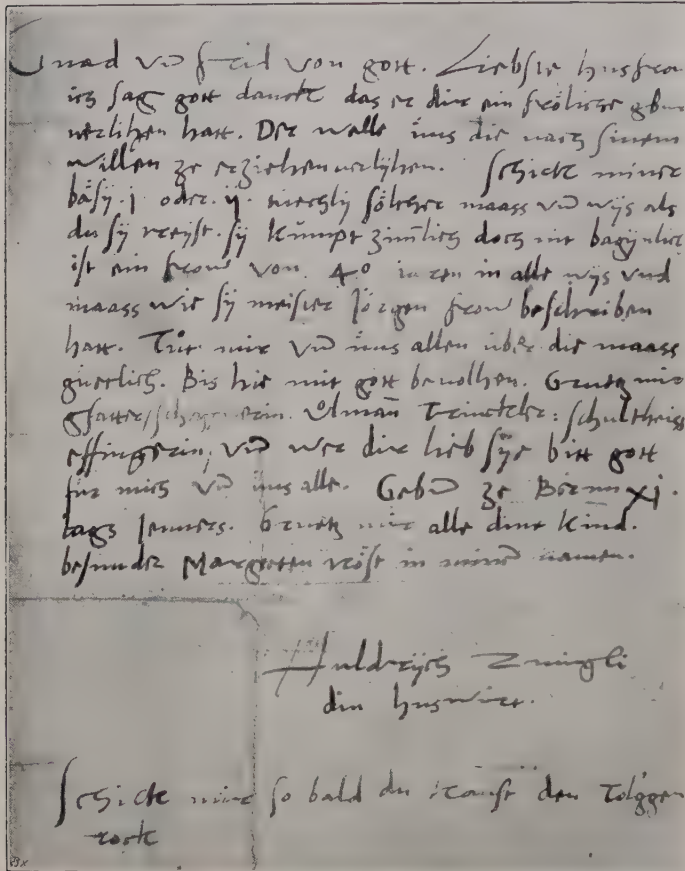


Abb. 79. Brief Zwinglis an seine Gattin Anna Reinhard. Bern, 11. Januar 1528. Im Zwingli-Museum in Zürich.



Basel untätig zusehen? So stand nunmehr eine politische Verwicklung vor der Tür, die die Grundfesten der bisherigen Eidgenossenschaft zu erschüttern drohte. Zwingli aber, das religiöse Haupt, nahm, wie er in Zürich seit 1528 Mitglied des geheimen Rates und damit die Seele des ganzen Staatslebens geworden war, nun auch die Leitung der evangelischen Gesamtpolitik ohne Bedenken in die Hand.

Ihm schien zur Förderung des Evangeliums wie zur sittlichen Wiedergeburt seines Vaterlandes das geeignete Mittel ein engerer Zusammenschluß aller durch die Reformation innerlich geeinigten Orte, seien sie außerhalb oder innerhalb der Eidgenossenschaft gelegen, seien sie nach bisheriger Ordnung gleichberechtigt oder nicht. Dies „Christliche Bургrecht“ wurde zuerst mit Konstanz am 25. Dezember 1527,

Doch die kriegerische Stimmung des geistlichen Führers wurde bei den Kriegern selbst durch das Gefühl alter, auf so manchen Schlachtfeldern erprobter Zusammengehörigkeit überwogen. Bern war einer gründlichen politischen Umgestaltung der Verhältnisse in der Ostschweiz schon darum abhold, weil es bereits damals an Machterweiterung im Westen dachte. Daher kam es nicht zum Kampfe, und der erste Kappeler Landfriede legte den Urkantonen nur auf, den Bundesbrief mit Österreich herauszugeben und in den Vogteien jeder Gemeinde die freie Wahl des Glaubensbekenntnisses zu gestatten. So waren zwar die fünf Orte gedemütigt, und der scheinbar so glückliche Grundsatz der Parität aufgerichtet. Aber da keine Partei im Ernste paritätisch dachte, war in Wahrheit die Entscheidung nur hinausgeschoben, vielleicht auf einen Augenblick, der den jetzt Unterlegenen Gunst und Gelegenheit zur Rache bot.

Indes trotz des Waffenstillstandes anstatt des vollen Sieges blieb vorderhand Zwingli und der Zürcher Stern noch fort und fort am Steigen. Ließ die Schweiz manches zu wünschen übrig, so tat sich dagegen eben im Jahre 1529, dem Jahre des Marburger Religionsgesprächs, eine großartige Aussicht im weiten deutschen Reiche auf. Der junge, feurige Landgraf Philipp von Hessen (Abb. 95) war durch seinen Gast, den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg (Abb. 94), welcher Dekolampad und Zwingli seine evangelische Überzeugung dankte, zu einer vorurteilsfreien Würdigung der Schweizer angeleitet. Er hatte sich zum Ziel gesetzt, den leidigen Abendmahlsstreit durch eine persönliche Unterredung der durch den Schriftenwechsel so erbitterten Gegner aus der Welt zu schaffen. So hoffte er, die Grundlage für ein Bündnis aller „Protestanten“ herzustellen, das bei der bedrohlichen Weltlage, im Blick auf

den nahen Friedensschluß zwischen Kaiser, Papst und Franz I. dringend nötig erschien. Durch beharrliche Bemühung gelang es ihm auch, die Bedenklichkeiten der Wittenberger zu überwinden. Zwingli hatte er schon am 22. April von seinem Vorhaben Kenntnis gegeben, und ihn am 1. Juli für den 29. September bestimmt eingeladen. Sofort war der Reformator bereit, zu folgen. Da zumal bis Straßburg der Weg durch die katholischen Gebiete gefährlich war, so reiste er schon am 1. September mit Rudolf Collin als einzigem Begleiter heimlich von Zürich ab. Dekolampad und ein Ratsbote schlossen



Abb. 81. Rudolph Gwalther, Zwinglis Schwiegersohn und zweiter Amtsnachfolger.

sich ihm in Basel an. Zu Straßburg, „in der rechten Kunstammer“, vernahm er erst das Nähere über den ganzen Ernst der weltpolitischen Verhältnisse. Aufs tiefste erschüttert und nun erst recht gespannt, ob auch auf protestantischer Seite der Zusammenschluß gelingen werde, kam er mit den Baslern, mit Buzer, Hedio und Sturm von Straßburg am 27. September auf dem Schlosse des Landgrafen in Marburg an.

Die Wittenberger, Luther (Abb. 78), Melanchthon (Abb. 92) und Jonas (Abb. 93), trafen erst am 30. September ein; noch später ihre süddeutschen Gefinnungsgenossen Osiander (Abb. 98) aus Nürnberg und Brenz aus Schwäbisch-Hall. Am Freitag, dem 1. Oktober, fand zunächst eine vorläufige Unter-

redung zwischen Luther und Dekolampad auf der einen, Zwingli und Melanchthon auf der anderen Seite statt (Abb. 96). Am folgenden Tage begann das Hauptgespräch in Anwesenheit von vielleicht fünfundzwanzig oder fünfzig geladenen Gästen. Vor den beiden Fürsten Philipp und Ulrich saßen Luther und Melanchthon, Zwingli und Dekolampad am Tische sich gegenüber. Luther hatte auf die Samtdecke vor sich geschrieben: „Dies ist mein Leib“, und bald war man über den rechten Verstand der Worte in lebhaftester Unterhaltung. Doch führten fast ausschließlich nur die das Wort, die früher in den Schriften ge-

stritten, hie Luther, dort Zwingli und Dekolampad. Selbstverständlich brachte man auch ungefähr dieselben Argumente zur Sprache. Indes vollzog sich alles in würdigem Tone, und augenscheinlich kamen sich die Gegner näher. Trotzdem zeigte es sich, daß an eine vollkommene Einigung nicht zu denken sei. Zwar gab Zwingli am Sonntag abend zu verstehen, daß er in Gallien und Italien niemand lieber sähe, als die Wittenberger. Dagegen blieb nach einem der freilich unsicheren Berichte, da schriftliche Aufzeichnungen während des Gespräches selbst nicht gemacht wurden, Luther dabei: „Unser Geist und euer Geist reimt sich nicht zusammen.“ Am Montag, dem 4. Oktober, baten die Oberdeutschen nach nochmaligen ergebnislosen Verhandlungen, sie wenigstens als Brüder anzuerkennen und zum Abendmahl zuzulassen. Aber auch das wurde ihnen abgeschlagen, und so schien alles vergeblich.



Abb. 82. Regula Gwalther, Zwinglis älteste Tochter, und ihr Töchterchen Anna. Gemälde von Hans Asper. Im Zwingli-Museum zu Zürich.

Erst ganz zuletzt kam doch noch ein Friedensdokument, die sogenannten Marburger Artikel, zustande (Abb. 97). Wahrscheinlich an jenem 4. Oktober, am Tage vor aller Abreise, legte Luther vierzehn Sätze vor über Dreieinigkeit, Person Christi, Erbsünde, Glaube und Rechtfertigung, Wort Gottes, Taufe, gute Werke, Beichte und Obrigkeit. Mit ihnen allen erklärte Zwingli sich einverstanden, trotzdem sie an einigen Punkten fast im offenen Widerspruch mit seinen Doktrinen standen. Sogar im fünfzehnten Artikel beim Abendmahl stimmte er zu, daß durch dasselbe die schwachen Gewissen in Kraft des Geistes zum Glauben bewegt würden. Nur der Schluß drückte noch



Abb. 83. Schweizerterteppich aus dem Jahre 1528 mit den Wappen der ausgestorbenen zürcherischen Adelsfamilie von Hinwyl und der schwäbischen Familie Rotenstein. In der Mitte die Darstellung einer frühlichen Hochzeitsgesellschaft. Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.

den Zwiespalt aus: „wiewohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe, sofern eines jeden Gewissen immer leiden kann, erzeugen, und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle.“

So waren die Hoffnungen der Friedensfreunde doch nicht ganz gescheitert. Trotz des anderen Geistes — wie sehr sticht das „offene, freundliche, undisputierliche Gespräch“ gegen den Hader der vorgängigen Jahre ab, und welch ein breiter Boden gemeinsamer Lehre war trotz der einen Abweichung hergestellt! Gleichwohl war Marburg weder für die deutschen noch für die Schweizer Reformatoren ein

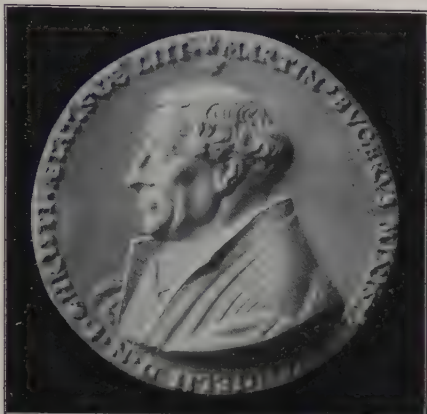


Abb. 84. Denkmünze auf Martin Bucer (Vucerus). (Zu Seite 64.)

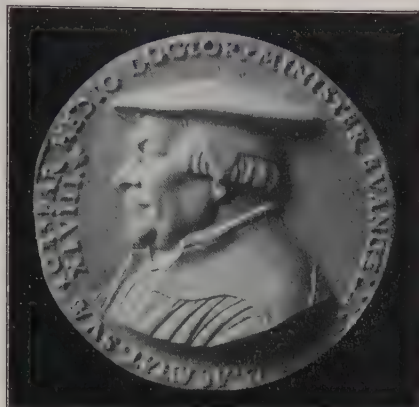


Abb. 85. Denkmünze auf Kaspar Hedio. (Zu Seite 64.)

Chrentag. Nicht, als sei ihnen vorzuwerfen, daß sie nicht auch im letzten Punkt die völlig einigende Formel fanden. Im Gegenteil, wenn man alle Umstände erwägt, auch das, was unausgesprochen nebenherlief, so möchte man meinen, sie seien schon zu friedfertig gewesen. Zunächst Zwingli. Gewiß war sein Sehnen, trotz der Lehrunterschiede der Wittenberger Bruder zu heißen, ernst und tief gemeint. Wenn er aber die ersten vierzehn der Marburger Artikel, besonders die über die Erbsünde und die Taufe, ohne jeden Widerspruch unterschrieb, so war das nicht volle Überzeugung, sondern — Politik. Schon in jenen ersten Tagen, bevor noch die Lutheraner in Marburg angelangt waren, hatte Zwingli einen großen Erfolg erreicht. Durch den vertraulichen Umgang bahnte sich zwischen dem jugendlichen Fürsten und dem mannhaften Reformator ein Verhältnis herzlicher Freundschaft an. Sie beide waren voll von hohen Plänen. Hessen sollte ebenso wie Strassburg in das Zürcher Burgrecht eintreten, und eine antihabsburgische Politik allergrößten Stils entfaltet werden. Zwingli übernahm es, Benedig und Frankreich aufs neue gegen den Kaiser in Bewegung zu setzen. Gelang es noch, die Sachsen und durch sie die nördlichen Protestanten in den Bund zu ziehen, so ginge „eine Sache, eine Hilfe, ein Wille“ von den Alpen bis zum Meer. Gewiß ein Gedanke, selten kühn und groß, zumal in jenen ersten Jahrzehnten der Reformation — aber durften darüber die feinen religiös-dogmatischen Unterschiede ohne weiteres in den Hintergrund treten? Das war unklug und hinterhältig zugleich. Doch einen ähnlichen Vorwurf müssen wir auch gegen Luther erheben. Mit den Marburger Artikeln sind nämlich die sogenannten Schwabacher Artikel nahe




Abb. 86. Urbanus Rhegius. (Zu Seite 59.)

verwandt, nur daß hier wieder die Unterschiede der lutherischen von der zwinglischen Lehrweise dick unterstrichen sind. Diese Schwabacher haben die Marburger Artikel sehr bald zuschanden gemacht. Denn sie wurden auf den Tagen zu Schwabach am 16. Oktober und zu Schmalkalden Anfang Dezember 1529 den oberdeutschen Städten, als sie die Früchte der Marburger Einigung einheimen wollten, entgegengehalten, und damit der Zweck aller Verhandlungen, ein gemeinsames Vorgehen aller Protestanten, unmöglich. Nun hat man bisher angenommen, die Schwabacher Leitsätze seien von Luther entweder noch in Marburg selbst oder doch in den nächsten Tagen auf der Rückreise aufgesetzt worden. Ein so plötzlicher Umschwung wäre befremdlich genug, wenn auch psychologisch nicht durchaus unbegreiflich. Doch neuerdings ist wahrscheinlich geworden, daß die Schwabacher Artikel bereits vor Marburg als Bekenntnis eines streng lutherischen Sonderbundes von Luther geschrieben waren. Was soll man aber von ihm halten,



Abb. 87. Ambrosius Blarer von Konstanz.
(Zu Seite 64.)



 Abb. 88. Paul Fagius aus Isny.
Holzschnitt in Reusners „Icones“. (Zu Seite 64.)

wenn er jene starren Sätze schon in Marburg in der Tasche hatte, sie in die Marburger Artikel umgoß und dann doch für die Bündnisverhandlungen nur die ersteren gelten ließ?

Doch wie es damit auch stehen möge, nach Schwabach und Schmalkalden wurde sofort klar, wie sehr die Einigungsformel von Marburg wenigstens für den Augenblick ein Fehlschlag, eine unfruchtbare Halbheit war. Nicht minder erwiesen sich die weiteren hochfliegenden Pläne Zwinglis und des Landgrafen sehr bald als idealer Traum, ohne sichere Unterlage in den realen Verhältnissen. Noch war die religiöse Bewegung der Reformation zu wenig abgeklärt und in sich erstarrt, um in die politische Weltkonstellation umgestaltend eingreifen zu können. Wie in Marburg verabredet,



in den letzten Schriften seiner Feder: in der „Darlegung des christlichen Glaubens“ (Christianae fidei expositio), die, erst 1536 veröffentlicht, im Juli 1531 auf Antrieb Maigrets, des französischen Vertreters in der Schweiz, handschriftlich an König Franz I. gesandt wurde (Abb. 100), und vor allem in der lateinischen Überarbeitung einer in Marburg gehaltenen Predigt „über die Vorsehung Gottes“ (sermonis de providentia Dei anamnema, August 1530). Die letztere ist die zugleich schroffste und tiefstinnigste Arbeit des Reformators. Das ganze System christlicher Lehre läuft hier in den einen Gedanken der göttlichen Allwirksamkeit und Erwählung zusammen. Der religiöse Determinismus schließt auch das Böse ein, auch die Sünde ist von Gott gewollt: so wird das Ganze zu einer Art reformatorischer Theodizee. Blicken wir aber von hier aus auf das gesamte Schrifttum Zwinglis zurück, von dessen Briefen wir nur sehr wenig, dessen Kommentare wir gar nicht zu erwähnen Gelegenheit hatten, so staunen wir über seine Fruchtbarkeit und produktive Kraft. In weniger als einem Jahrzehnt — wie viele durch Stil und Charakter, durch Originalität, Klarheit und Eindringlichkeit ausgezeichnete Schöpfungen!

Wie Bedeutesendes wäre von ihm noch zu erwarten gewesen, wenn nicht der plötzliche Tod auf dem Schlachtfelde ihn mitten aus rüstiger Manneskraft hinweggerafft hätte! In der Schweiz hatte sich der Gegensatz des alten und neuen Glaubens wieder so zugespitzt, daß der Entscheidungskampf unvermeidlich wurde. Zwingli benutzte die paritätischen Bestimmungen des Friedens von 1529, um möglichst überall in den Gemeinen Herrschaften, auch in dem schon 1529 eigenmächtig besetzten Gebiet des Abts von St. Gallen, ein evangelisches Kirchenwesen einzurichten, wobei es nicht ohne mancherlei Rechtsverletzungen herging. Die Urkantone aber, ebenso hartnäckig in ihrer Anhänglichkeit an die katholische Kirche, hatten sogar eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Augsburg geschickt und standen trotz der Abmachungen von 1529



Abb. 91. Silbervergoldeter Dedelbecher. Geschenk der Königin Elisabeth von England an Heinrich Bullinger. Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.

fort und fort mit Österreich in Unterhandlung. Bei der gereizten Stimmung hätten die Zürcher Staatsmänner am liebsten, um ein rasches Ende herbeizuführen, schon im Frühling 1531 losgeschlagen. Doch Bern, unmutig über die wachsende Macht des befreundeten Kantons und von den Händeln zwischen Genf und Savoyen in Anspruch genommen, erwies sich auch jetzt als Hemmschuh. Auf sein Betreiben wurde den auf Zufuhr von außen angewiesenen Waldstätten, um sie gefügig zu machen, die Proviantsperrre auferlegt. Die halbe Maßregel aber steigerte die Erbitterung der Gegner aufs höchste und ließ ihnen zugleich Zeit,

sich mit aller Kraft zu rüsten. Noch bedenklicher war, daß währenddem die evangelischen Städte sich selbst durch Lässigkeit und Uneinigkeit schwächten. Sogar in Zürich machte sich die Unzufriedenheit mit der kriegerischen Politik und überhaupt mit dem Regiment des geheimen Rates, in dem ja in Wahrheit der eine Mann Herr war, so bemerkbar, daß Zwingli am 26. Juli nur durch die Erklärung, er wolle sein Amt niederlegen, den alten Einfluß zurückgewann. Bei solcher Erschlaffung der Geister gerade in der Stunde der Gefahr wurde der Reformator unter der Last seiner Verantwortung öfters von trüben Ahnungen befallen. Sie sollten sich nur zu bald verwirklichen. Plötzlich brach das Heer der fünf Orte aus den Bergen hervor; in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober 1531 kam die Kriegserklärung zugleich mit der Nachricht von dem Anmarsch des Feindes nach Zürich. Nun warf man rasch eine Vorhut von zwölfhundert Mann nach

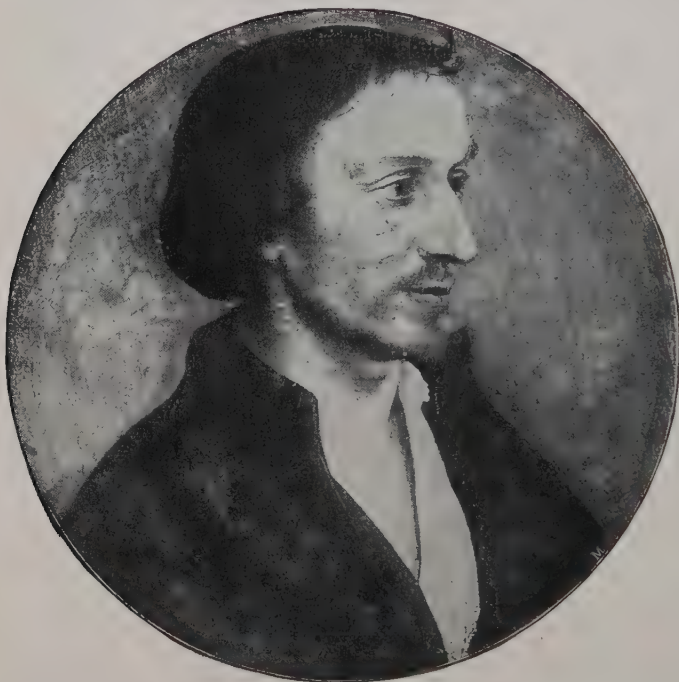


Abb. 92. Philipp Melancthon. Miniatur-Elgemälde von Hans Holbein. In der Königl. Gemäldegalerie zu Hannover. (Zu Seite 69.)

Kappel an die Grenze; am 11. Oktober folgte ein sicher nicht viel größerer Haufe mit Zwingli und den Führern der Reformation. Aber jene erste Schar unter einem vielleicht verräterisch gesinnten Hauptmann hatte eine ungünstige Aufstellung genommen. Sie wurde noch an dem gleichen 11. Oktober angegriffen und mitsamt der nachrückenden Mannschaft von der Übermacht der Feinde völlig geschlagen. Als die Flucht überhand nahm, ereilte auch Zwingli, der zu Pferde saß und Eisenhut, Schwert und Faustrohr trug, plötzlich ein blutiges Geschick. Er wurde zuerst am Schenkel verwundet, dann nieder-

geschlagen und, nachdem er noch eine Weile lautlos die Lippen bewegend, dagelegen, von einem Söldnerhauptmann aus Unterwalden zu Tode getroffen. Noch am Abend erkannte man seine Leiche, am folgenden Morgen wurde sie gevierteilt und verbrannt. In so grausamer Roheit endete der Prediger des Evangeliums, vielleicht der beste Sohn der Schweiz unter den Händen seiner eigenen Landsleute (Abb. 104 bis 108).

Nicht in der Zahl der Gefallenen lag die Schwere des Verlustes, den man bei Kappel erlitten hatte; wohl aber in ihrer hohen persönlichen Bedeutung. Mit Zwingli waren der Komtur Schmid, der Abt von Kappel, der alte Diebold von Geroldseck, im ganzen fünfundzwanzig Geistliche, dazu eine große Zahl von Ratsherren und angesehenen Bürgern, auch Zwinglis Stiefsohn Gerold Meyer, auf dem Schlachtfelde geblieben. Daher ergriff die evangelischen Kantone tiefste Mutlosigkeit. Zwar hatten sie nach vollständiger Sammlung ihrer Streitkräfte den Gegnern eine doppelte oder gar dreifache Überzahl entgegenzustellen. Aber das Vertrauen war

verloren, und Eifersüchtelei, Uneinigkeit, Disziplinlosigkeit lähmten alle Kraft. Es bedurfte nur noch einer zweiten Niederlage am Subel in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober, in der wieder ein Teil des Heeres durch Sorglosigkeit und Ungeschicklichkeit aufgerieben wurde, — so schloß Zürich, dann auch Bern, Basel und Schaffhausen einen wenig ehrenvollen Frieden. Danach wurde das evangelische Burgrecht aufgelöst. Im übrigen ließ man zwar den selbständigen Kantonen das freie Bestimmungsrecht in ihren eigenen Gebieten, so daß die Reformation in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, auch in Glarus und Appenzell trotz der hier vorhandenen altkirchlichen Minoritäten, unangetastet blieb. Dagegen wurde in Solothurn die evangelische Partei ganz unterdrückt, und von den zugewandten Orten und Gemeinen Herrschaften hielt sich das reformierte Bekenntnis nur in der Stadt St. Gallen, teilweise in Graubünden, im Thurgau, Rheintal und im Toggenburg. Trotz allem war die größere und an Volkszahl wie Bildung und Besitz mächtigere Hälfte der deutschen Schweiz dem Glauben, welchen Zwingli predigte, endgültig zugefallen. Aber nicht minder entschieden blieb die andere Hälfte dem Katholizismus treu, und die staatsrechtliche Wiedergeburt der Eidgenossenschaft war völlig mißlungen. Nach dem zweiten Landfrieden hatten die sieben katholischen Orte genau wie vor dem ersten auf der Tagsatzung die Mehrheit.

In dem jähen Tode Zwinglis auf dem Schlachtfelde, in dem Zusammenbruch seiner kühnen Politik sahen Luther und sehr viele der Zeitgenossen das strafende Gottesgericht. Richtiger hat Bullinger geurteilt, Zwingli sei mit seinen Leidensgenossen gefallen, weil er dem Evangelium in der ganzen Schweiz freie Bahn schaffen und das Pensionenunwesen ausrotten wollte, also infolge der Verbindung seiner reformatorischen Bestrebungen mit einer Politik, für die seine Anhängerschaft noch nicht reif war. Er hatte sich zu hohe, zu ausschweifende Ziele gesteckt. Er wollte zu früh die Früchte pflücken, ehe der reformatorische Geist auch nur die Gemeinwesen, in welchen er Wurzel geschlagen, ganz durchdrungen hatte. Zu allem Unglück folgte, von Schmerz und Gram gebrochen, auch Sko-



Abb. 93. Justus Jonas. Gemälde in der Marienkirche zu Halle.
(Zu Seite 69.)

Von Gottes genaden Ulrich Herzog zu Württemberg vnd Tegf,
Graff zu Dampelgarten etc.



Abb. 94. Herzog Ulrich von Württemberg. Holzschnitt. (Zu Seite 68.)

Lampad schon am 24. November 1531, nachdem er des Freundes Teilnahme am friegerischen Auszug noch verteidigt hatte, Zwingli im Tode nach (Abb. 110). Beider frühzeitiges Abscheiden war der erste unter den plötzlichen Unglücksfällen, von denen der reformierte Protestantismus im Lauf seiner Geschichte öfters betroffen, durch die er mehrerer seiner bedeutendsten Führer wie Coligny und Oranien jählings beraubt und von der Höhe in Kreuz und Not zurückgeschleudert wurde. Dennoch erkennen wir heute auch in solcher schweren Schickung eine geschichtliche Notwendigkeit. Zwingli war der Prophet, berufen, neben Luther und auf Grund der von ihm ausgehenden Anregungen einen neuen Herd evangelischen Christentums mit eigentümlicher, religiöser und sittlicher Lebenskraft zu schaffen. Aber bei allen Vorzügen seines originalen christlichen Denkens unterlag die Reformation Zwinglis, aus dem schweizerischen Volkstum herausgewachsen und allzu tief in die humanistischen Ideale eingetaucht, doch Beschränkungen, die sie hinderten, ihrer geschichtlichen Auf-

Ioannes Oecolampadius Sr
Huldrychus Zwinglius
Martinus Bucer
Casspar Hedio

Martinus Luther
Iulius Jonas.
Philippus Melancthon

Andreas Osiander
Stephanus Agricola
Ioannes Brennius

Abb. 97. Unterschriften der Teilnehmer am Marburger Religionsgespräch unter dem Exemplar der Marburger Artikel im Zürcher Staatsarchiv. (Zu Seite 70.)

In ihm, dem Verfasser der trefflichen Reformationshistorie und der Geschichte der Wiedertäufer, lebte ein ausgeprägter geschichtlicher Sinn. Die Betrachtung der Heilsoffenbarung als einer wiederholten Bundschließung Gottes mit den Menschen, die Übereinstimmung mit der wahren Kirche aller Zeiten, vorzüglich mit den Kirchenvätern, waren seine Lieblingsideen. Von hier aus ließ sich eine Bereicherung und Vertiefung des genuinen Zwinglianismus im Laufe der Zeit tatsächlich erreichen. Freilich der Anstoß dazu konnte nicht von Bullinger selbst, er mußte von außen kommen. So geht



Abb. 98. Andreas Osiander. Holzschnitt von B. Jenichen.
(Zu Seite 69.)



Abb. 99. Kaiser Karl V. in jüngeren Jahren. Gemälde von Chr. Amberger
im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin. (Zu Seite 90.)

denn die Führerstellung im reformierten Protestantismus bei allen Verdiensten Zürichs nunmehr auf andere Städte über, und zwar zunächst für mehr als ein Jahrzehnt auf Straßburg.

Schade, daß die fest begrenzte Aufgabe dieser Darstellung es nicht gestattet, die Reformation Straßburgs, welche mit dem

Schöffensbeschuß vom 20. Februar 1529 zum Abschluß kam, sowie das reiche geistige und geistliche Leben in der Stadt eingehender zu schildern. Hier war eine Reihe kraftvoller, bedeutender Männer in einmütiger Geistesrichtung vereint: neben den uns schon bekannten Reformatoren Buger (Abb. 113), Capito,

Hedio sei noch ihr aller Vorgänger erwähnt, der Münsterpfarrer Matthäus Zell (Abb. 114), der zuerst mit der evangelischen Predigt begann. Hier waren die Laien im Rate unter Führung Jakob Sturms reich an Mut und Opferwilligkeit, groß durch ihren weiten und scharfen politischen Blick. Hier nahm man zu den zahlreichen Wiedertäufern eine vorbildliche Stellung ein; man bedurfte nicht der Blutrurteile, ja man lernte von jenen und ließ doch ihren Sektengeist nicht in die evangelische Kirche einströmen. Hier fanden schon früh die verfolgten Protestanten zumal aus Frankreich und den Niederlanden eine Zuflucht. Hier eröffnete ein anderer Sturm, Johannes mit Vornamen (Abb. 115), der bedeutendste evangelische Pädagoge nächst Melanchthon, 1538 auf Grund neuer und fruchtbarer pädagogischer Prinzipien das berühmte Gymnasium illustre, eine Lateinschule mit

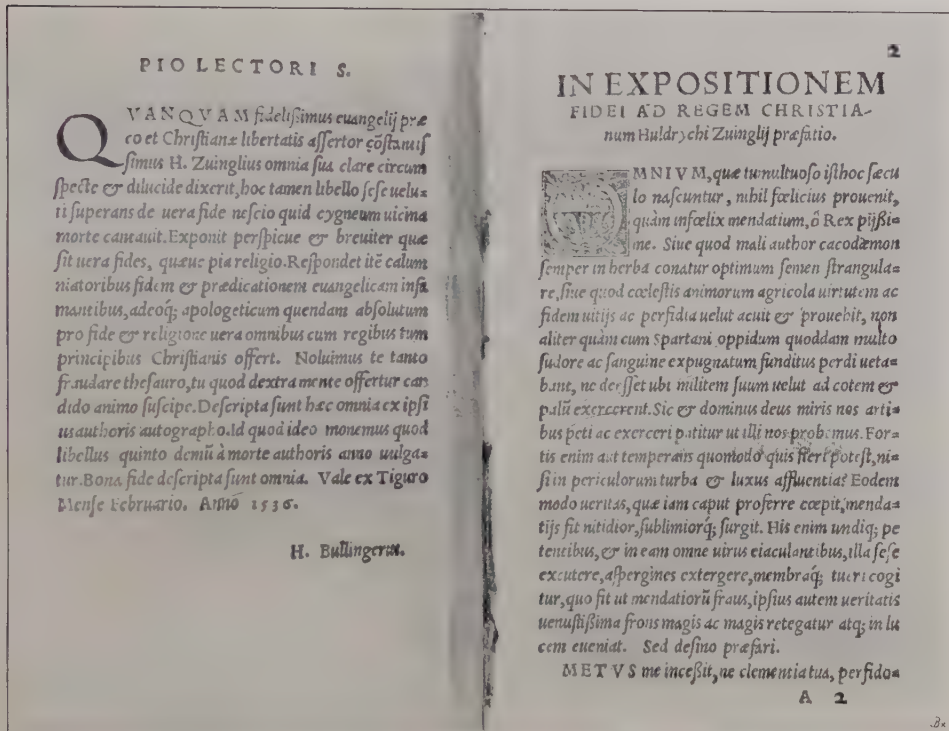


Abb. 100. Aus der von Heinrich Bullinger 1536 herausgegebenen, 1531 handschriftlich an König Franz I. gesandten Schrift Zwinglis „Darlegung des christlichen Glaubens“ (Christianae fidei expositio). Nach dem Exemplar im Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 75.)

zwei übergeordneten akademischen Klassen, die eine für das philologische und Rechtsstudium, die andere für die Theologie. Was Wunder, daß die Vertreter einer solchen Stadt auf den Reichstagen eine Führerrolle spielten!

Die Blüte der Macht und des geistigen Einflusses aber wurzelte auch hier in einer eigenartig ausgeprägten Frömmigkeit. Sie ist vor den andern verkörpert in Martin Bucer, einem Kind des Elssasses, geboren am Martinstage des Jahres 1491 in Schlettstadt. Durch ihn vorzüglich wurde Straßburg das Mittelglied zwischen Zürich und Genf. Er verdient daher hier wenigstens eine dürftige Skizze seiner religiösen Persönlichkeit, seines theologischen und kirchlichen Strebens. Vorwiegend aufs Praktische gerichtet, ist Bucer durchaus kein Systematiker. Er fühlt beständig das Bedürfnis, sich an einen stärkeren, entschiedeneren Lehrer anzulehnen. Trotz aller Abhängigkeit aber bewahrt er sich stets ein gewisses Maß selbständiger

Eigentümlichkeit, das wie ein roter Faden durch alle Verbindungen, die er eingeht, sich hindurchzieht und ihnen erst ihr Gepräge verleiht. Auch er faßt das Christentum wie Zwingli überall in seinem Mittelpunkt, in seiner zentralen Einheit als ein abgeschlossenes Ganze auf. Von hier aus fand er sich nach kurzer anfänglicher Hinneigung zu Luther mit dem Zürcher Reformator in der Allwirksamkeitslehre, in der Leugnung des Gnadenmittelcharakters der Sakramente zusammen. Auch für ihn ist in den zwanziger Jahren ein scharfer Gegensatz zwischen Gott und Welt, dem Äußerlichen und dem Innerlichen, zwischen Geist und Buchstabe oder Zeremonie aufgerichtet. Alles jedoch nicht ohne persönliche originelle Färbung. Die Allwirksamkeit Gottes wird unter seinen Händen zu einem halb und halb enthusiastischen Spiritualismus. Vorzüglich aber gewinnt die Prädestinationslehre, die er noch früher als Zwingli, schon seit 1524 pflegte, für ihn eine durchaus praktische Bedeutung. In den einfachsten Beziehungen des religiösen Denkens tief verankert, ist sie ihm nicht eine theologische Hilfslinie wie dem Zürcher; vielmehr tritt gerade das Theologische, der Ratschluß Gottes an sich in den Hintergrund. Buzer be-

gnügt sich, festzustellen, daß es zwei Klassen unter den Menschen gibt: Erwählte und Verworfenen, Gerettete und Verlorene, Menschen, die Gottes Gnade empfangen, und solche, denen das Himmelreich für immer verschlossen bleibt. In reicher psychologischer Ausmalung schildert er den Entwicklungsgang der Verworfenen wie der Erwählten, fast als wenn er sie in ihrem bestimmten Unterschiede vor sich sähe, als wenn sie nicht eine verborgene, sondern eine greifbare Größe bildeten, und ihr Begriff ein ethischer, nicht ein religiös-dogmatischer wäre. So bleibt als Grundzug der Erwählungslehre Butzers der fertige Christ, dem nichts zu seinem Heile fehlt, im scharfen Gegensatz gegen die,



Abb. 101. Bildnis Zwinglis. Holzschnitt nach Hans Asper, um 1550 gedruckt bei Augustin Frieß in Zürich.

welche es nie erlangen können. In dieser einfach-praktischen Verwendung der Prädestination, wie in Buzers Spiritualismus sehen wir wohl mit Recht eine innere Verwandtschaft mit der Frömmigkeit der Täufer. Während Zwingli mit Rechtfertigung und Glauben, der neuen Heilserkenntnis der Reformation, humanistische Ideale verband, so Buzer einen mystisch-pietistischen Gedankenkreis. Seine eigenartige Theologie erklärt zum erstenmal durch ein Beispiel aus der Begründung der reformierten Kirche, wie es gekommen ist, daß die in ihr lebendige Frömmigkeit von jeher eine so nahe Verwandtschaft mit dem Pietismus, dem Puritanismus, Independentismus und Methodismus gezeigt hat.

Doch dies alles gilt für Buzer nur für die Periode seiner Abhängigkeit von Zwingli: seit 1530 vollzog sich der Umschwung durch seine Rückkehr zu Luther. Von aufrichtiger Friedensliebe und politischer Einsicht geleitet, war er zu der Überzeugung gelangt, daß der Sakramentsstreit um jeden Preis aus der Welt geschafft werden müßte. In den dreißiger Jahren reiste er hin und her, schmiedete Formeln, gab Aufklärungen, beseitigte Mißverständ-



Abb. 102. Die „Schulei“ (Kirchgasse 13) in Zürich. Letzte Amtswohnung Zwinglis. Im neunzehnten Jahrhundert gänzlich umgebaut. Nach Photographie. Die Inschrift der an dem Hause angebrachten Gedenktafel lautet: „Zwinglis Amtswohnung. Von diesem Hause zog er am 11. Oktober 1531 nach Kappel aus, wo er für seinen Glauben starb.“



Abb. 103. Das Zwingli-Zimmer in der „Schulei“. Nach Photographie.

nisse und entfaltete eine fast die Grenze der Aufrichtigkeit überschreitende theologische Betriebsamkeit. Doch in dem vielen Paktieren steckte zugleich ein tiefes Ringen um das echte Verständnis der Sakramente wie der Grundlagen der christlichen Wahrheit überhaupt. Daher gelang es ihm zuletzt, tatsächlich über Zwingli hinauszukommen, ohne jedoch dessen gutes Recht dranzugeben. 1536

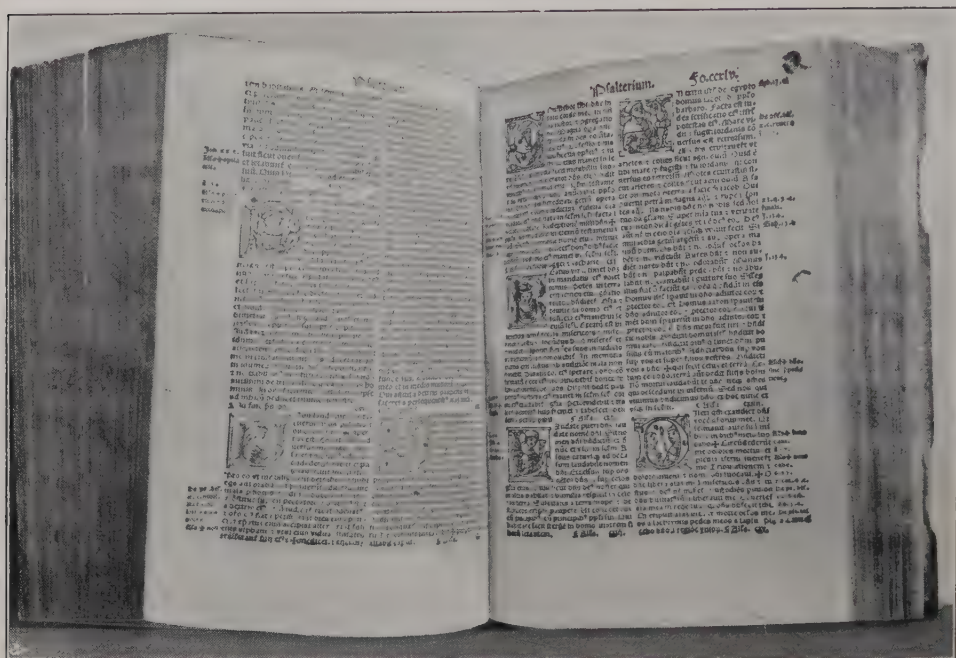


Abb. 104. Aus Zwinglis Feldpredigerbibel, die er nach einer noch dem sechzehnten Jahrhundert angehörenden Überlieferung mit nach Kappel genommen hat. Im Zwingli-Museum in Zürich. (Zu Seite 76.)

in seinem Römerbriefekommentar würdigte er das Sakrament als ein signifikatives, symbolisches und zugleich exhibitives, eine Gnadengabe darreichendes Zeichen — eine Auffassung, die durchaus geeignet ist, einer wahrhaft evangelischen Sakramentslehre, ohne Vermischung und ohne spiritualisierende Trennung des Irdischen und Göttlichen im Sakrament zur Grundlage zu dienen. Indes war es so recht bezeichnend für Buzer, daß er diesen glücklichen Standpunkt noch im gleichen Jahre wieder verleugnete. Endlich kam nämlich zwischen ihm und den Wittenbergern eine völlige Vereinbarung, die sogenannte Wittenberger Konkordie, zustande, aber um den Preis, daß er der Lutherschen Ansicht nunmehr fast ohne Vorbehalt zuziel. Doch schon jene frühere Wendung in der Sakramentslehre leitete eine neue Entwicklung in der gesamten Theologie Buzers ein. Die Allwirksamkeitslehre war jetzt prinzipiell durchbrochen. Gleichwohl war er auch jetzt nicht geneigt, die charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner ursprünglichen Frömmigkeit: die schrankenlose Freiheit und den rein geistigen Charakter des religiösen Lebens, die absolute Gewißheit des Heilsstandes völlig aufzugeben. Doch wie sollten die beiden aus-

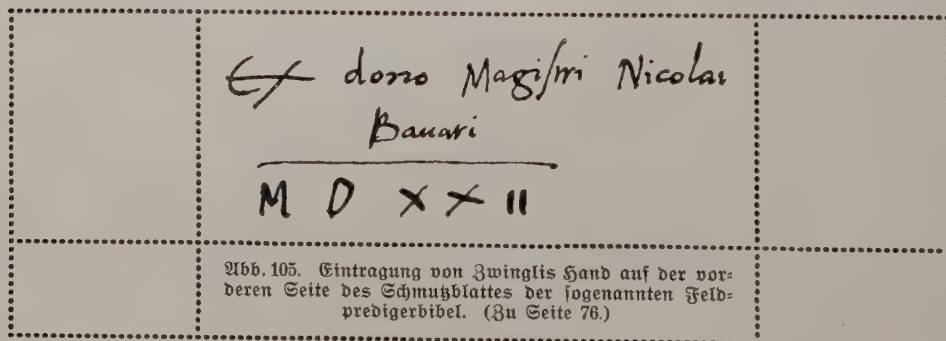


Abb. 105. Eintragung von Zwinglis Hand auf der vorderen Seite des Schmuckblattes der sogenannten Feldpredigerbibel. (Zu Seite 76.)

einanderstrebenden Tendenzen sich vereinigen? Das einzige Mittel dazu glaubte Buger in der Prädestination zu finden, d. h. in dem Nachweis, daß trotz aller Vermittlungen zuletzt Gottes allmächtiger, über alle mitwirkenden Faktoren hoch erhabener Wille entscheidet. Demnach flüchtete sich die Eigenart des Straßburger Theologen in seiner späteren Periode ganz und gar in die Erwählungslehre. Fortan laufen bei ihm zwei in sich nicht ausgeglichene Gedankenkreise nebeneinander her: auf der einen Seite die Anregungen Luthers auf dem Gebiete der Heilsvermittlung, auf der anderen die mystisch-pietistische Auffassung des Heils, vertreten und zugleich halb und halb verdeckt durch die Prädestinationslehre. Genau in die gleiche Situation aber tritt, wie wir sehen werden, Calvin ein: so führt der Straßburger von dem Zürcher unter Aufnahme neuer wertvoller religiöser Elemente zu dem Genfer Theologen hinüber.

Mittlerweile war dem Neubegründer und zweiten Schöpfer des reformierten Protestantismus auch in der Schweiz die Stätte zubereitet worden. Zunächst drangen die Gedanken der Straßburger trotz der Sprödigkeit, welche besonders Zürich bewies, trotz der förmlichen Ablehnung der Wittenberger Konkordie in die Bekenntnisbildung ein. So vor allem in den von Capito geleiteten „Berner Synodus“ von 1532, weniger in das Basler Bekenntnis von 1534 und die erste Helvetische Konfession von 1536. Weit wertvoller jedoch als diese Formeln war der Gewinn eines reformatorischen Neulandes in

der jetzigen französischen Schweiz. Noch zu Lebzeiten Zwinglis gehörte der größte Teil des Waadtlandes dem Herzogtum Savoyen. Begierig schauten jedoch zumal die Aristokraten von Bern, die im Verein mit Freiburg schon längst in Nigle, Grandson und Murten festen Fuß gefaßt und die Grafschaft Neuenburg in Abhängigkeit gebracht hatten, nach weiteren Erwerbungen aus. Während sie nach Osten hin in den Fragen des Zürcher Burgrechts und des Kampfes mit den Waldstätten saumselig auftraten, waren sie im Westen sowohl aus Machthunger als aus religiösem Eifer jederzeit bereit, evangelische Regungen nachhaltig zu unterstützen. Unter diesen Umständen fand ein wagemutiger Eiferer wider den römischen Götzendienst und für das reine Gotteswort, der Ende 1523 aus Frank-



Abb. 106. Die Waffen, welche Zwingli in der Schlacht bei Kappel trug. Im Schweizerischen Landesmuseum zu Zürich. (Zu Seite 76.)



Abb. 107. Die Schlacht bei Kappel. Holzschnitt in Stumpfs Chronik 1548. (Zu Seite 76.)

reich herübergekommene Wilhelm Farel (Abb. 116), ein Feld zu bedeutender Wirksamkeit. In diesem kleinen, unansehnlichen Manne mit bleichen, sonneverbrannten Zügen, ungepflegtem Barte, aber einem feurigen Auge wohnte eine Heldenseele, die vorwärts stürmte, kein Hindernis, auch den Tod nicht scheute. 1526 fing er in Nigle an; mit glühender Begeisterung predigte der „Donnerer“, wie man ihn nannte, in Häusern, auf der Straße, auf Friedhöfen, in den Kirchen, wo er dem Meßpriester unversehens in die Messe fiel. Dabei begegnete ihm freilich der heftigste

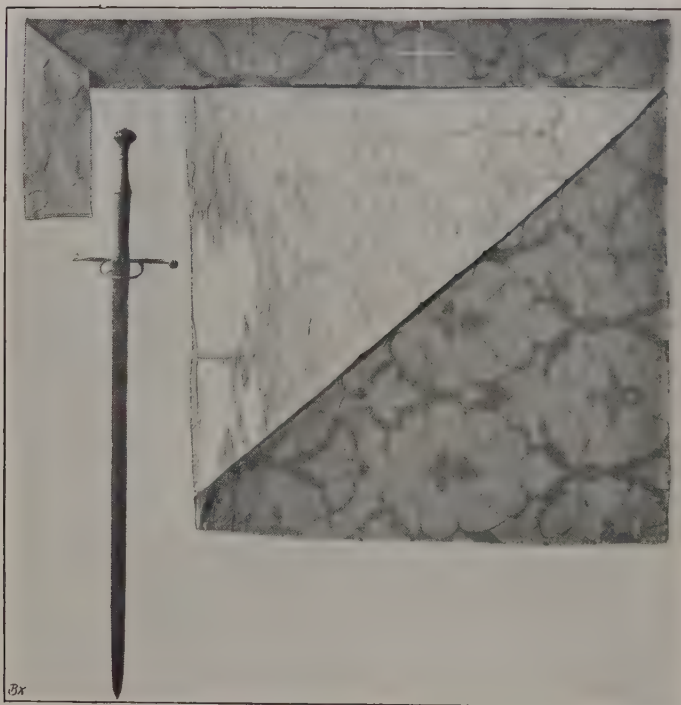


Abb. 108. Das Zürcher Stadtbanner, von Adam Räf 1531 bei Kappel gerettet, links das Schwert Räfs. Im Schweizerischen Landesmuseum zu Zürich. (Zu Seite 76.)

Widerstand; aus sich heraus wäre das Volk in diesen Landschaften wohl nicht so bald der Reformation zugefallen. Doch so oft er auch blutig geschlagen oder ins Gefängnis geworfen wurde, stets schützte ihn vor dem Äußersten der starke Arm Berns, und mit kaum geheilten Wunden begann er alsbald sein Werk von neuem. So wurde nicht nur in den schon den Eidgenossen gehörigen Teilen des Waadtlandes, z. B. im Städtchen Orbe, von wo ihm der 1511 geborene, lebenswürdige Peter Viret (Abb. 119) zur Seite trat, sondern auch in Neuen-



Abb. 109. Ulrich Zwingli. Gemälde von Hans Ullmer (1549 entstanden) im Zwingli-Museum zu Zürich.

burg 1530 bis 1532 die Reformation eingeführt und sogar in Lausanne ein hoffnungsreicher Anfang gemacht.

Bei all diesen Unternehmungen blickten Farel ebenso wie die Berner Machthaber weiter hinaus bis nach Genf, dem Schlüssel zur gesamten Landmark zwischen Alpen und Jura. In die Herrschaft dieser alten, vollreichen, von Handel, üppigem Leben und frohem Sinne erfüllten Bischofsstadt teilte sich seit dem vierzehnten Jahrhundert eine eigentümliche Dreizahl von Gewalten: der Bischof, der savonische „Vizedom“ und die demokratisch-bürgerlichen Behörden der Stadt selbst. Doch seit etwa 1507 entbrannte ein an blutiger Parteiung, aber auch an heroischen Zügen reicher Freiheitskampf. Gegen die savonischen Herzöge, welche die von ihrem Besitz umschlossene Stadt durch Besetzung des Bischofsstuhles mit gefügigen Werkzeugen sich ganz zu eigen machen wollten, erhob sich eine patriotische Frei-

heitspartei unter dem leichtfertigen und doch todesmutigen Philibert Berthelier, sowie dem klugen, tatkräftigen Bezançon Hugues. Es gelang 1519 Freiburg, 1526, nach der Schlacht bei Pavia, auch Bern für ein Burgrecht zu gewinnen. 1530 wurde Genf in der Tat durch die Waffen der Verbündeten seiner Bedränger entledigt und in seiner Freiheit gesichert. Dem politischen Kampfe aber, der sich gegen den Bischof ebenso wie gegen den Landesfeind Savoyen richtete, in dem der reformierte deutsche Kanton der einzige feste Rückhalt war, folgte die reformatorische Bewegung auf dem Fuße. Farel erschien erstmalig schon im Herbst 1532; nach seiner raschen Vertreibung sandte er wenigstens einen gewandten Schüler Froment. Bern aber stand auch hier schützend hinter den Sendlingen; im Januar 1534 führte es sogar Farel, Viret und Froment als „seine Diener“ in die Stadt zurück. Nun ließ die Entscheidung nicht lange auf sich warten. Im Juni 1535 wurde eine wochenlange Disputation gehalten. Dabei wagte oder vermochte es keiner aus dem in Unfittlichkeit versunkenen einheimischen Klerus, die Verteidigung der alten Kirche zu übernehmen; so mußte in dieser Rolle ein eben angekommener, halb evangelisch gesinnter Franzose Peter Caroli auftreten. Als der Genfer Rat auch jetzt noch zögerte, aus Rücksicht auf die Mehrheit der eidgenössischen Tagfagung und das katholische



Abb. 110. Denkmünze auf Descolampadius im Todesjahr (1531). (Zu Seite 78.)



Abb. 111. Zwingli-Denkmal von Geinr. Natter bei der Wasserkirche in Zürich.

Freiburg, welches den Burgrechtsbrief ostentativ zurückgab, kam es am 8. und 9. August 1535 zu einem wilden Bildersturm. All der alte Schmuck der Kirchen, darunter hervorragende Kunstwerke, fiel der rohen Zerstörungssucht anheim. Solchem Ausbruch der Volksleidenschaft widerstand der Rat nicht länger. Das rasch Errungene aber ward gekrönt durch einen neuen Kriegszug der Berner im Januar und Februar 1536. Von der Weltlage, durch den nochmaligen Kampf zwischen Karl V. (Abb. 99) und Franz I. (Abb. 120) begünstigt, eroberte der deutsche Kanton für sich und für die Reformation fast das gesamte Waadtland und machte zugleich dem savoyischen Herzog auf lange Zeit hinaus jede Bedrohung Genfs unmöglich.

So hatte wie durch höhere Fügung evangelisches Christentum auch auf romanischem Boden Eingang gefunden. Freilich, wieviel blieb nicht nur im Waadtlande, wo die Eroberer zunächst nur zerstört, noch nicht aufgebaut hatten, sondern auch in Genf zu tun! Die

Reformation war von fremden Predigern, wesentlich unter dem politischen Gesichtspunkt eingeführt. Noch bestand eine starke katholische Partei; unter den Häuptern der reformatorisch Gesinnten aber galt nur sehr wenigen das Evangelium als Gewissenssache zur sittlichen Lebenserneuerung. Vielmehr war die moralische Leichtfertigkeit des Volkes, schon ein Laster des alten Senfers, unter den jahrzehntelangen Kämpfen, unter dem fortwährenden Parteitreiben erst recht zur Zügellosigkeit ausgeartet. Solchen Ubelständen gegenüber waren Farel und Biret fast ratlos. Sie stellten die einst berühmte Schule für niederen und höheren Unterricht unter einem neuen Rektor Saunier, einem Jünger Farel's, wieder her, aber es fehlte im übrigen sehr an tüchtigen Mitarbeitern. Farel selbst fühlte sich der vor ihm liegenden Aufgabe nicht gewachsen; bedurfte es doch jetzt nicht mehr des stürmenden Evangelisators, sondern des gegründeten Theologen und des Organizers! Da war es eine zweite Fügung, daß wie zufällig noch im Jahr 1536 ein Fremdling in Genf ankam, der für diese Lage der rechte Mann war: Johannes Calvin. Mit ihm hebt eine neue Epoche reformatorischen Wirkens an. An der Stätte, die für ihn ebenso evangelischer Eifer wie Freiheitsdrang und Machthunger gewonnen, sollte er, was die Straßburger vorbereitet und eingeleitet hatten, zu großer, weltbewegender Erfüllung bringen.

II.

Johannes Calvin, am 10. Juli 1509 in der kleinen Bischofsstadt Noyon in der Pikardie geboren, trug schon durch seine Geburt ein neues Element in die Reformation hinein: er brachte ihr die glänzenden Gaben des französischen Nationalcharakters mit. Das aufstrebende, damals noch kinderreiche und schon finanzkräftige französische Volk, das den jahrzehntelangen Kampf mit der habsburgisch-spanischen Weltmacht ruhmvoll aushielt, stand seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts auch auf der Höhe geistigen Lebens. In Baukunst, Literatur und Poesie, Unterricht und Wissenschaft durchdrang es sich mit den Idealen der Renaissance und des Humanismus. Auch hier aber erwuchs aus dem Humanismus ein bis an die Pforten der Reformation leitender Biblizismus. Le Fevre d'Etaples (Faber Stapulensis; Abb. 118), ebenfalls ein Pikarde, pries ganz wie Erasmus die Bibel als die vom Heiligen Geist eingegebene Quelle der Wahrheit. Durch eine Reihe von Kommentaren und die Übersetzung der Vulgata in die Landessprache machte er ihr Studium zugänglich und sammelte zugleich einen bedeutsamen Schülerkreis, den Bischof Briçonnet, Gérard Roussel, den Hebraisten Vatable u. a., um sich. Von seinem Geiste wurde sogar Margarete von Angoulême, später Königin des kleinen Grenzreiches Navarra, die geliebte Schwester Franz' I., eine Idealgestalt ihres Volkes, erfaßt. Ihre biblischen Poesien zeugen von einer Gestaltungskraft und einem Ernst der Gesinnung, daß französische Historiker sie nicht ganz mit Unrecht zu Milton in Parallele gesetzt haben. Aber auch sie kann doch nur in einem gewissen Sinne als evangelische Christin bezeichnet werden. Noch tiefer als sie blieben die Schüler Le Fevres und ihr Meister selbst bei aller Hingabe an die Schrift in einer mystischen Innerlichkeit stecken, die sie ebensowenig zum vollen Verständnis des Evangeliums der Reformation wie zu einem nachhaltigen Angriff auf das römische System kommen ließ. Nur einer aus ihrem Kreise reifte zu einem wirklichen Reformator aus, der uns schon bekannte Wilhelm Farel, 1489 geboren als Sprößling einer niederen Adelsfamilie zu Gap in der Dauphiné. Doch, wie er selbst bezeugt, hat sich seine Umwandlung, ehe er Ende 1523 Frankreich verließ, stufenweise unter jahrelangen Kämpfen vollzogen, und Le Fevre hat ihm dazu nur den ersten Anstoß gegeben. So waren zwar hoffnungsreiche Keime genug vorhanden, aber nirgendwo klare Entschiedenheit. Die große Masse des Volkes schaute gemäß jenem Zuge zur Zentralisation, dem wir im französischen

Nationalcharakter überall begegnen, auch in der Glaubensfrage auf den König, das Haupt des Staates. Der von Geist und Kraft sprühende König Franz aber war trotz des Einflusses seiner Schwester, trotz gelegentlicher freier Anwandlungen zu sehr Welt- und Genußmensch, um den reformatorischen Tendenzen innerlich näherzutreten. Keineswegs dachte er daran, die einheitliche hierarchische Organisation der französischen Kirche, die durch das Konkordat von 1516 in seine Hand gegeben war, gefährden zu lassen. Daher wurden nach der Schlacht bei Pavia selbst Le Fevre und die Seinen zeitweilig von der Verfolgung betroffen. Noch härter aber lastete diese auf den weniger bedeutenden „Luthériens“, die hin und her im Lande auftauchten. Unter dem unaufhörlichen Drucke wäre die religiöse Bewegung trotz aller aussichtsreichen Anfänge bald erloschen, wenn ihr nicht ein Wortführer erstanden wäre, der alle freigesinnten Geister Frankreichs sowohl an Klarheit und Tiefe der Überzeugung, als an Ernst des Charakters und Gewissens weit hinter sich ließ.

Der junge Calvin kam in seinem Bildungsgange mit den besten Kräften im geistigen Leben seines Volkes in Berührung. Zwar stammte er aus kleiner Familie: der Großvater war noch in dem Dörfchen Pont-l'Évêque an der Dise als Flußschiffer tätig. Aber der Vater Gérard Cauvin hatte sich durch hellen Verstand und mancherlei Geschäftskunde in Noyon im Dienste der Klerisei als Sekretär und Notar eine angesehene Stellung errungen. Dazu war er durch die Heirat in eine vermögliche Bürgerfamilie, mit Jeanne Lefranc, zu Ansehen gelangt. Von früh an bestimmte er seine drei Söhne, vor allem den begabten Johannes, gleich einem Verwandten Peter Robert Olivetan zum Studium. Die Kosten wurden erleichtert, indem den Schülern kleine Altarpründen an der Kathedrale in Noyon, Johannes 1527 sogar eine Kuratstelle auf einem Dorfe verliehen wurden, die er durch Stellvertreter versehen ließ, während er die Einkünfte genoß. So konnte der junge Calvin schon als Knabe an dem Unterricht der Söhne einer adligen Familie Montmor, eines Zweiges des bischöflichen Hauses der Hangeest, teilnehmen. Mit ihnen siedelte er im August 1523 nach Paris über, um dort die einem Gymnasium ähnlichen Collèges de la Marche und dann Montaigu zu besuchen. Auf dem ersteren hatte er das Glück, von dem humanistischen Pädagogen Mathurin Cordier — an Richtung und Verdienst einem Johannes Sturm nicht unähnlich — unterwiesen zu werden. Ende 1527 oder Anfang 1528, nach Abschluß des philosophischen Kursus an der Pariser Artistenfakultät, verließ er das Collège Montaigu, gerade zur Zeit, als ein Student ganz entgegenge-setzter Geistesart, Ignaz von Loyola, dort einzog. Nach der ursprünglichen Absicht hätte er nun der Theologie sich widmen sollen. Doch der Vater Gerhard war mittlerweile mit der Geistlichkeit in Noyon in einen langwierigen Streit über Vermögensgegenstände geraten, so daß er sogar der Exkommunikation verfiel und selbst in seiner Todesstunde, am 26. Mai 1531, nicht absolviert wurde. Diese Umstände wirkten wohl mit, seinen Sohn dem Rechtsstudium zuzuführen, als einem „besseren Mittel, um zu Gütern und Ehren zu gelangen“. Gehorsam dem Gebot des Vaters ging Johannes zunächst nach Orleans und ehestens im Frühjahr 1529 nach Bourges, wo er zu den Füßen eines humanistischen Rechtslehrers Alciat aus Mailand saß. In Bourges wurde er zugleich, doch erst gegen Ende seines Studienaufenthalts, von einem deutschen Humanisten Melchior Wolmar aus Rottweil mit den Anfangsgründen des Griechischen bekannt gemacht.

In diesen Jahren des Lernens versenkte sich der Jüngling mit bewundernswertem Fleiß in alle ihm irgend erreichbaren Gebiete der Wissenschaft. Durch nächtliche Studien, durch Wiederholen am frühen Morgen stärkte sich die Naturgabe seines wunderbaren Gedächtnisses immer mehr. Doch ging er keineswegs ganz in Arbeit und Wissen auf. Wie es scheint schon in Orleans, sammelte sich um ihn ein angeregter, heiterer Freundeskreis. In einigen glücklich erhaltenen Jugendbriefen spiegelt sich deutlich ein für Liebe und Freundschaft überaus empfäng-



Abb. 112. Johannes Calvin.
Gemälde eines Unbekannten im Besitz der Französischen Kirche in Berlin.

liches Gemüt, sowie eine eigene Feinheit des sittlichen Empfindens. Doch wie war in der Zeit des Werdens und Wachsens die religiöse Gesinnung des angehenden Gelehrten? Leider sind wir in dieser Hauptfrage der Jugendentwicklung Calvins bei seiner merkwürdigen Schweigsamkeit über sein Innenleben fast ganz ohne sicheren Bericht. Im Elternhause soll besonders die Mutter mit Eifer dem katholischen Glauben ergeben gewesen sein. Doch man meint, von anderer Seite in der Vaterstadt Noyon, von dem sicher protestantischen Wolmar oder durch die Freunde auf den Universitäten seien schon dem Jüngling Calvin die neuen religiösen Gedanken nahegebracht worden. Er soll vorerst nur ein Protestant nach der Weise Le Févres geworden sein, der sich äußerlich dem Katholizismus anpaßte und bloß eine gewisse Neigung zum Bibelstudium, ein beschränktes Maß evangelischer Erkenntnis besaß. Indessen verflüchtigen sich bei näherem Zusehen alle diese vermeintlichen Einflüsse als leere Vermutungen, die wenigstens in dem uns zu Gebote stehenden Quellenmaterial keine Bestätigung finden. Die einzige Nachricht von Gewicht ist die Angabe der ältesten Biographen Beza (Abb. 123) und Colladon, wonach Calvin durch Olivetan bereits vor seinem ersten Studienaufenthalt in Orleans einiges Verständnis der reinen Religion empfangen habe. In der Tat war Olivetan, der spätere Bibelübersetzer, schon früh für die evangelische Überzeugung gewonnen. Aber er weilte am 1. Mai 1528 in Straßburg, später bei den Waldensern, und scheint nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt zu sein. Demnach mußte er den entscheidenden Einfluß auf seinen achtzehnjährigen Verwandten spätestens im Anfang 1528 ausgeübt haben. Wenn dem aber so sein sollte, hat der Jüngling seine innere Herzensstellung so gut verborgen, daß der Historiker sie nicht mehr erfassen kann. Noch einmal vollzog Calvin einen Wechsel oder vielmehr eine Erweiterung seiner Studien. Nach dem Tode seines Vaters, im Sommer 1531, begab er sich von neuem nach Paris und widmete sich zu den Füßen eines Danesius, Budäus und Vatable, den königlichen Lektoren, die Franz I. als ersten Anfang des später so berühmten Collège de France angestellt hatte, vorzüglich den humanistischen Studien. Das große Ereignis dieser Jahre war seine erste Druckschrift, durch die sich der junge Gelehrte offenbar Namen und Stellung zu erwerben hoffte, ein philologischer Kommentar zu den zwei Büchern Senecas „Über die Milde“, zu dem die Vorrede vom 4. April 1532 datiert ist. Mit Behagen versenkt sich hier der Verfasser in die reiche Welt der Alten und zieht zur Erklärung seines Autors mit staunenswerter Belesenheit Parallelen aus den entlegensten antiken Schriftstellern und Dichtern heran — die Bibel dagegen zitiert er nur dreimal wie aus zufälliger Erinnerung, und zwar nach der Vulgata. Von dem späteren Bibeltheologen Calvin ist hier noch nichts zu spüren. Die Heilige Schrift ist noch nicht in den Kreis seiner Interessen getreten; wir dürfen annehmen, weil sein Herz noch nicht für sie schlägt.

In den folgenden anderthalb Jahren ist über den äußeren und erst recht inneren Entwicklungsgang Calvins wieder dichtes Dunkel gebreitet. Wir wissen nur von einem nochmaligen Aufenthalt in Orleans, und daß er bezeichnenderweise am 23. August 1533 noch an einer Sitzung des Noyoner Kapitels teilnahm, welche Gebete und Prozessionen gegen eine Pestkrankheit verordnete. Dann fällt plötzlich ein etwas hellerer Lichtstrahl auf den Weg des jungen Mannes — und nun steht seine evangelische Gesinnung in Tat und Wort deutlich erkennbar vor uns. Im Jahre 1533 war in Paris eine bedeutungsvolle Bewegung zugunsten der neuen Lehre entstanden; Calvin stellte sich nicht nur brieflich auf die Seite der Neuerer, sondern griff auch aktiv zu ihren Gunsten ein. Am Allerheiligentage 1533 hielt sein Freund, der Mediziner Cop, der Sohn des Leibarztes Franz' I., zur Übernahme des Rektorates der Universität eine offenbar von evangelischer Überzeugung durchdrungene Rede über die Seligpreisungen. Nach einer alten, freilich vielfach, doch meines Erachtens mit Unrecht angezweifelten Tradition hatte Calvin die Predigt für seinen Freund verfaßt. Das kühne Unternehmen mißlang jedoch völlig. Beide,

Cop und Calvin, mußten fliehen, und für den letzteren begann ein Wanderleben, von Unruhe, aber auch von Arbeit für die evangelische Sache erfüllt. Am 4. Mai 1534 finden wir ihn in Noyon, wo er, dem kanonischen Alter nahe, seine kirchlichen Benefizien niederlegte.

Was hatte die Entscheidung fürs Evangelium bei ihm herbeigeführt? Wenigstens einmal, 1557 in der Vorrede zu seinem Psalmenkommentar, hat Calvin selbst darüber geredet. „Gott gab endlich,“ so heißt es da, „durch den geheimen Zügel seiner Vorsehung meinem Lauf eine andere Richtung. Und zwar hat er zuerst, da ich dem abergläubischen Wesen des Papsttums hartnäckiger ergeben war, als daß es leicht gewesen wäre, mich aus so tiefem Schmutz herauszuziehen, meine Seele, die sich für ihr Alter allzusehr verhärtet hatte, durch eine plötzliche Bekehrung zur Gelehrigkeit unterworfen. Nachdem ich so ein gewisses Verständnis der wahren Frömmigkeit empfangen hatte, entbrannte ich im Eifer fortzuschreiten so sehr, daß ich die übrigen Studien zwar nicht ganz aufgab, aber nur kühler fortsetzte. Und noch war das Jahr nicht um, als alle, die nach der



✠ Abb. 113. Martin Bucer.
Holzschnitt von B. Jenichen. (Zu Seite 82.) ✠

reineren Lehre verlangten, zu mir, dem Neuling und Anfänger, kamen, um von mir zu lernen.“ Was Calvin hier seine „plötzliche Bekehrung“ nennt, war demnach eine völlige Umwandlung, der Bruch mit allen seinen bisherigen Idealen und Bestrebungen und der Anbruch einer neuen Lebensauffassung und eines neuen Lebenszieles. Es ist keine Rede von einem längeren Schwanken; vielmehr bedeutet sein Erlebnis, das er noch datieren kann, für ihn einen strengen Einschnitt. Kein menschliches Werkzeug, sondern Gott selbst war es, dessen Hand ihn ergriff. Ihm dankt er die Befreiung aus dem Schmutz des Papsttums, im Gehorsam gegen ihn vollzog sie sich. Das ist ein religiöses Urteil,

welches natürlich menschliche Beihilfe im einzelnen nicht ausschließt. Die Entscheidung konnte so rasch, so unmittelbar fallen, weil für ihn, den jüngsten Reformator, als seine Stunde schlug, das evangelische Heilsverständnis schon offen dalag. Dürfen wir aus der Predigt Cops mit ihren deutlich erkennbaren Quellen Schlüsse ziehen, so waren es Erasmus und Luther, bei denen Calvin zunächst Belehrung suchte. Auch möchten wir nach derselben Rede mit ihrem Zeugnis von Gesetz und Evangelium, Gnade und Rechtfertigung vermuten, daß die Heilserfahrung Calvins durch die gleiche Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit und die gläubige Annahme der Vergebung Christi hindurchging, wie bei Luther und den Seinen. Doch von Sündenschmerz und der Versöhnung ist im Psalmenkommentar kein Wort mehr; Gottes Tun, der wunderbare Zügel seiner Vorsehung, wirkt alles. Das erinnert deutlich an Zwingli, während die Plötzlichkeit und Gewalttätigkeit der Umwandlung Calvins auch wieder von ihm weit hinwegrückt. Jedenfalls bezeichnet die Bekehrungsgeschichte des französischen Reformators, soviel auch an ihr dunkel bleibt, ein Ereignis von solcher Eigenart, so kräftig in den Tiefen der Seele erlebt, daß es seiner ganzen Persönlichkeit eine neue, selbständige und nachhaltige Richtung gab.

destens ein Jahrzehnt später wurde er ihr, wie so mancher hochstehenden Persönlichkeit, der verehrte Gewissensrat, der in allen Schwierigkeiten ihrer Lage ihr mit Trost, Aufmunterung oder auch freimütigem Tadel beistand. 1536 kann jedoch ihr Zusammensein nur sehr flüchtig gewesen sein; denn in der zweiten Hälfte des Mai war er wohl schon wieder in Basel. Von hier unternahm er eine letzte Reise nach Frankreich und führte von dort seinen jüngern Bruder Anton — der älteste Karl starb nach offenem Bekenntnis zur Häresie schon im folgenden Jahre — und seine Schwester oder Halbschwester Marie mit. Die kleine Gesellschaft wollte nach Straßburg wandern, mußte aber wegen des Krieges zwischen Franz I. und Karl V. den südlichen Weg einschlagen. So äußerlichem Umstand war es zu danken, daß



Abb. 115. Johannes Sturm, der Gründer des „Gymnasium illustre“ in Straßburg. Kupferstich von J. J. Haid. (Zu Seite 83.)

sie Ende Juli oder Anfang August nach Genf kamen. Nur eine Nacht dachte Calvin zu verweilen; doch hier mußte er aufs neue die Zügel der Vorsehung spüren. Wer war froher als Farel, da er durch du Tillot von der Ankunft des Verfassers der *Institutio* hörte! Jetzt hatte er den Mann, den er in der verwirrten Lage für Genf und die französische Schweiz gebrauchte. Doch Calvin wehrte ab um seiner Studien und literarischen Arbeiten willen. Auch hielt er sich in Folge seiner „Schüchternheit und Furchtsamkeit“ für den praktischen Kampf nicht geeignet. Aber zuletzt „brach Farel in die Verwünschung aus: Gott werde seine Müße verfluchen, wenn er sich weigere, ihm in seiner großen Not Hilfe zu leisten“. „Durch die erschreckliche Beschwörung Wilhelm Farel’s,“ erzählt Calvin selbst, „wurde

ich zurückgehalten, als wenn Gott mit Gewalt seine Hand vom Himmel her auf mich legte.“ Das war der Weg, auf welchem der französische Glaubensflüchtling, der gedankenreiche evangelische Schriftsteller nach Genf, an die Stätte seiner künftigen großen Wirksamkeit, gelangte.

III.

Der erste Aufenthalt Calvins in Genf war nur sehr kurz. Es enthüllten sich in diesem Vorspiel des weltgeschichtlichen Kampfes der späteren Jahre gewissermaßen nur die Gegensätze. Die Berner Regierung veranstaltete zur Ordnung der Kirche im Waadtlande vom 1. bis 8. Oktober 1536 ein Gespräch in Lausanne; schon hier griff der junge Franzose an einer nebensächlichen Stelle, aber mit der



Abb. 116. Wilhelm Farel.
Gemälde eines Unbekannten in der Stadtbibliothek zu Neuenburg. (Zu Seite 88.)

Überlegenheit seiner theologischen Bildung ein. In Genf begann er als Lektor der Heiligen Schrift mit Vorlesungen in der St. Peters-Kathedrale (Abb. 129); dazu übernahm er bald auch ein Predigtamt. Seine Hauptaufgabe aber wurde die Grundlegung der neuen Kirchenordnung; in rührender Selbstlosigkeit ordnete sich Farel dabei der geistigen Bedeutung seines Gehilfen unter. Am 16. Januar 1537 legten sie dem kleinen und großen Rat „Artikel“ zur Regelung der wichtigsten kirchlichen Verhältnisse vor. Sie brachten darin mancherlei Neues, so die Einführung des Psalmengefanges, vor allem aber eine eigentümliche Abendmahlsordnung in Vorschlag. Das Abendmahl, so führten sie aus, sei nur für gewissermaßen approbierte Glieder Christi bestimmt, dagegen keineswegs für die, welche durch offenbare grobe Sünden deutlich kundtun, daß sie Christo gar nicht angehören. Daher müsse die im Papsttum ganz verdorbene biblische Zucht wiederhergestellt werden, und zwar zu dem dreifachen Zwecke: um die Lästerung des Namens Christi zu verhüten, die in Zucht Genommenen zur Reue zu treiben und die übrigen vor der Ansteckung durch das böse Beispiel zu bewahren. Zu diesem Behufe solle man Männer eines guten Lebenswandels und guten Rufes sowie von standhaftem Charakter erwählen, die im Verein mit den Predigern über die einzelnen Quartiere der Stadt zu wachen und die Exkommunikation auszuüben hätten. Vor Einführung der Zucht sei jedoch noch ein Bekenntnis aufzustellen, von der Obrigkeit selbst zu beschwören und dann allen Einwohnern vorzulegen, damit man unterscheide, wer lieber dem Reiche des Papstes, als dem Reiche Christi angehören wolle.

In diesen Artikeln, dem Keim der spätern Genfer Kirchenordnung und damit der Presbyterialverfassung überhaupt, treten die Ziele des französischen Reformators schon deutlich ans Tageslicht. Die Kirche ist für ihn nicht bloß eine

Anstalt zur Predigt und Sakramentsverwaltung. „Wir sind,“ sagt er ein Jahr später, „eine viel unmittelbarere, viel lebendigere Sorge denen schuldig, deren Blut von uns zurückgefordert wird, wenn es durch unsere Nachlässigkeit verloren geht.“ Er sieht in der Kirche das Königreich Jesu Christi, eine Lebensgemeinschaft, welche sich zumal bei der Feier der Eucharistie durch ihr Bekenntnis und durch ihren Wandel als eine soweit möglich heilige Gemeinde der Gläubigen darstellt. Wer die Gemeinde durch grobe Sünden befleckt, muß als ein Schandfleck ihres Herrn von ihr abgeschnitten werden. So wird die Exkommunikation, von der Gemeinde durch die ihr angehörigen Vertrauensmänner ausgeübt, ein wesentliches Kennzeichen der wahren Kirche, die Grundforderung jeder rechten Kirchenverfassung. Auch in den Schweizer Kantonen Zwinglischen Bekenntnisses wurde Zucht, eine nach unsern Begriffen äußerst drückende und kleinliche Beaufsichtigung der gesamten Lebensführung der Bürger geübt, aber als staatliche Polizei. In Genf sollte fortan die kirchliche Gemeinde die Zucht handhaben und sich so als eigentümliche soziale Ordnung bewähren. Daneben war die zweite Forderung, die Bekenntnisablegung, da sie keineswegs als Grundlage einer Freiwilligkeitskirche gedacht war, von geringerer Bedeutung. Doch gerade hieran sollte das ganze Unternehmen sehr bald scheitern. Am 16. Januar nahm der Rat, offenbar in Unkenntnis ihrer Tragweite, die Artikel im ganzen an. Calvin schrieb schnell den ersten Genfer Katechismus, übrigens noch nicht in Frageform, und Farel entwarf als Auszug daraus die erforderliche Bekenntnisformel. Aber als man nach längerer Zögerung im Sommer 1537 die Eidesleistung der Bürger auf das Bekenntnis energisch betrieb, fand sich sehr viel Widerstand. Die Erregung und Parteiung wurde allgemein. Man stieß Beleidigungen gegen die Prediger aus und rief sich höhnisch zu: „Bist du von den Brüdern in Christo?“ Der den Reformatoren willfährige Rat suchte am 27. und 29. Juli durch Abschwächung seines früheren Beschlusses zu helfen; die Aufsicht über die Sitten sollte nicht von den Vertretern der Kirche, sondern von der weltlichen Behörde ausgeübt werden. Damit war der Zuchtordnung, wie sie Calvin sich dachte, die Spitze abgebrochen. Gleichwohl gewann 1538 bei der Neuwahl des Rates, die alljährlich im Februar von der Generalversammlung der Bürger vollzogen wurde, eine der herrschenden Partei entgegenstehende, ursprünglich sehr unbedeutende Opposition einen vollständigen Sieg. Was sollte nun werden?

Der Krisis, welche sich im Innern der Stadt anbahnte, gingen während des ganzen Jahres 1537 äußere Verwicklungen zur Seite. Nach der Lausanner Disputation waren der früher genannte Caroli und Viret als Prediger in der Bischofsstadt eingesetzt worden. Doch der unruhige Caroli, der wohl nach der Alleinherrschaft trachtete, erregte anfangs 1537 plötzlich einen heftigen Streit, indem er seinen Kollegen und bald auch die beiden Genfer des Arianismus beschuldigte. Sie sollten, um von dem Vorwurf sich zu reinigen, die drei alten Symbole, das Apostolikum, Nicänum und Athanasianum, unterschreiben. Doch dagegen wehrte sich Calvin im Gefühl seiner reformatorischen Selbständigkeit. Zwar hatte er in der *Institutio* wie im Katechismus (Abb. 134), den er im März 1538 zum Zeugnis seiner Rechtgläubigkeit lateinisch herausgab, das Wesentliche der altkirchlichen Dogmen vorgetragen, auch die technischen Ausdrücke, wie Hypostasen, Personen u. dergl. gelten lassen. Aber er, der das Apostolikum nicht in drei, sondern in vier Artikel teilte, der nach dem Vorgang Leo Juds dem zweiten Gebot im Dekalog sein Recht wiedergab, erstrebte auch für die Trinitätslehre und Christologie eine einfachere, schlichtere Form auf Grund der Schrift und der Glaubenserfahrung der Reformation. Gerade in dem Streit mit Caroli wurde er sich der methodischen Prinzipien seiner dogmatischen Arbeit erst recht bewußt. Nach allem mußte die Grundlosigkeit der Anklagen sich bald erweisen: auf zwei Synoden am 14. Mai in Lausanne und Anfang Juni in Bern wurde die Unschuld Calvins und seiner Freunde vollkommen anerkannt. Gleichwohl sollten die Genfer Re-



Abb. 117. Calvin in jüngeren Jahren.
Gemälde eines Unbekannten im Besitz der Wallonischen Gemeinde in Hanau.

formatoren die bitteren Nachwehen des Zwischenfalls noch lange spüren. Caroli, in Lausanne abgesetzt, schwankte seitdem zwischen Katholizismus und Protestantismus haltlos hin und her. Er machte seinen Gegnern sehr viel Not und brachte der evangelischen Sache Schaden genug. Endlich, 1545, schrieb Calvin gegen den kläglichen Charakter eine sehr scharfe Schrift voll der bittersten Schimpfworte, die er aber eigentümlicherweise nicht unter seinem, sondern unter dem Namen seines Amanuensis Nicolas des Gallars herausgab.

Für die Lage im Jahre 1537 war das Bedenklichste, daß bei den Berner Machthabern die nach ihrer Meinung völlig unnützen Streitereien die Stimmung verdarben. Das Verhältnis verschlechterte sich erst recht, als in Bern im



Abb. 118. Jakob Faber. Holzschnitt in Bezas „Icones“. (Zu Seite 91.)

Gefolge der Frage, wie man sich zur Wittenberger Konkordie stellen solle, eine mehr lutheranisierende Richtung in der Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Calvin sehr unsympathische Bauernsohn Kunz, emporkam. Daher standen Calvin und Farel bald ohne jeden Rückhalt da. Daheim flogen gehässige Schmähungen zwischen den Parteien hin und her; Calvin selbst nannte von der Kanzel herab die 1538 neu gewählte Obrigkeit einen „Teufelsrat“. Bei solcher Spannung brachte ein kleiner Funke die Explosion. Farel hatte bei seiner Reformation im Waadtland und in Genf einige in Bern noch bräuchliche Zeremonien bei Abendmahl und Taufe, sowie noch einige Feiertage mehr abgeschafft. Begreiflich, daß Bern die Einheit herzustellen wünschte. Auch waren Calvin und Farel

in ihrem Radikalismus nicht so versteift, daß sie in diesen Dingen Nachgiebigkeit gegen die Berner Wünsche für unzulässig gehalten hätten. Aber als der Genfer Rat schon am 11. März über ihre Köpfe hinweg ohne weiteres beschloß, Bern zu willfahren, sahen sie darin einen schweren Übergriff der weltlichen Behörde in das geistliche Gebiet. Seitdem verharteten sie in starrem Trotz. Am 19. April, am Karfreitag, den man in Genf nicht feierte, spitzte sich dort der Zwiespalt zu dem Entweder — Oder zu, ob sie das Osterabendmahl nach Berner Ritus halten wollten, oder nicht. Der Rat, der in der Verlegenheit mit der geringsten Anerkennung seiner Oberhoheit über die Kirche zufrieden gewesen wäre, beschickte die Hartnäckigen mehrfach. Doch sie kannten kein Zurückweichen. Daraufhin wurde ihnen am Samstag abend die Kanzel verboten. Nichtsdestoweniger predigten sie am Oster-sonntag und erklärten, sie könnten, nicht etwa wegen der an sich gleichgültigen Zeremonien, sondern wegen der gänzlichen Unwürdigkeit des Genfer Volks das

Abendmahl nicht austheilen. Die Antwort blieb nicht aus: am Dienstag nach dem Fest sprach der Generalrat die Absetzung und Verbannung der Prediger aus. So jählings endete der Versuch, die neuen Calvinischen Gedanken in Genf zu verwirklichen. Die Vertriebenen gaben sich Mühe, ihr Geschick zu wenden; sie eilten nach Bern und zu einer auf den 28. April in Zürich zusammengetretenen Gesamtsynode der Schweiz. Hier erlangten sie wohl eine allgemeine Billigung ihres Vorgehens, in Bern auch nach bitteren Demütigungen eine Gesandtschaft, die sie nach Genf zurückgeleiten sollte. Aber alles war vergeblich; schon an der Grenze wurde ihnen der Eintritt auf das Genfer Gebiet gewehrt.

Dem schüchternen Gelehrten, der noch auf seinem Sterbebette an das Wüten des Volkes, an die fünfzig, sechzig Büchsenhüsse, die man des Nachts vor seinem Hause abfeuerte, mit Schrecken gedachte, war die bewiesene Hartnäckigkeit sehr schwer gefallen. In der That steht Calvin im Vergleich mit der unwürdigen Willfährigkeit gegenüber der Staatsgewalt, die sonst im Protestantismus so oft an den Tag gelegt wurde, auch im Unterliegen groß da als Vertreter der reformierten Christokratie. Gleichwohl war sein und Farel's Verhalten unklug und sittlich bedenklich zugleich; denn Prinzipientreue schließt doch die Nachgiebigkeit im einzelnen und Kleinen nicht aus. Daher mußten sich die Reformatoren von ihren besten Freunden tadeln lassen. Buzer schrieb ungefähr am 1. August 1538 an Calvin: „Nimm an, durch Deine Schuld allein sei



Abb. 119. Peter Biret. Holzschnitt in Bezas „Icones“. (Zu Seite 88.)

die Sache Christi in Genf schwer geschädigt worden.“ Derselbe Buzer aber tat zugleich in hingebender Freundschaft, in zarter, seelsorgerlicher Teilnahme alles, um die verwundeten Gemüter zu heilen und den Nieder gebeugten, die sich zunächst nach Basel zurückzogen, innerlich und äußerlich zurechtzu helfen. Farel fand schon Ende Juli wieder ein Feld dauernder Wirksamkeit in der von ihm gegründeten Kirche Neuenburgs. Den neunundzwanzigjährigen Calvin aber lud Buzer nach Straßburg ein, zunächst auf eine bescheidene Stelle zur Sammlung und geistlichen Versorgung der französischen Flüchtlinge in der Stadt. Dort werde er sich bald völlig erholen und dann schon zu Größerem berufen werden. Doch trotz des freundlichen Andringens weigerte sich Calvin eine geraume Zeit. Nach den Erfahrungen in Genf, die er nie vergaß, schreckte er überhaupt vor jeder öffentlichen Tätigkeit zurück. Erst als ihm Buzer mit dem Schicksal des Jonas drohte, eine Drohung, in der Calvin ähnlich wie in der Beschwörung Farel's im Sommer 1536

die Stimme Gottes zu hören glaubte, riß er sich los und eilte Anfang September wirklich nach Straßburg.

Fortan traten, nachdem von seiten Calvins wahrscheinlich schon in Frankreich eine Annäherung angebahnt war, die beiden Männer, von denen der Fortschritt im reformierten Protestantismus am meisten abhing, in die engste persönliche Verbindung. Auch dem Ältern, dem auf der Höhe des Ruhmes und des Einflusses stehenden Straßburger Reformator hatte der Jüngere, der Franzose, viel zu bieten, wie allein schon Calvins freimütiger Mahnbrief vom 12. Januar 1538 zeigt. Für diesen aber wurde der dreijährige Aufenthalt in



Abb. 120. König Franz I. von Frankreich. Gemälde von Clouet im Louvre zu Paris. Nach einem Rohleindruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. G., Paris und New York. (Zu Seite 90.)

Straßburg gleichsam zur letzten Hochschule, auf der Charakter wie Denkweise erst völlig ausreifen. Fürs erste war, wie wir hörten, seine Aufgabe die Begründung und Ausgestaltung eines kleinen welschen Gemeindleins, der ersten Fremdlingsgemeinde am Rhein. Es gelang ihm, binnen kurzer Zeit daraus eine Art Mustergemeinde zu machen. Doch stellte er dabei die eigenen Ideen vorderhand zurück und hielt sich, ein bemerkenswertes Zeugnis seiner Anpassungsfähigkeit, im wesentlichen an das gegebene Vorbild. Die Straßburger Einrichtungen wurden so für die entstehende Kirche Calvins vielfach von Bedeutung. Er übernahm die Straßburger Gottesdienst-Ordnung und verpflanzte sie später auch nach Genf. Hatte er dort schon an Psalmengesang gedacht, so ergriff ihn die Macht des evangelischen Kirchenliedes, das in Straßburg keineswegs wie in Zürich verstummt war, so sehr,

daß er 1539 ein erstes französisches Psalmbüchlein herausgab mit Umdichtungen von Psalmen, die von Clément Marot oder auch von ihm selbst geschaffen waren. Später in Genf sorgte er, die eigenen Beiträge ausmerzend, dafür, daß Beza und der Musiker Bourgeois den ersten Versuch vervollständigten und vervollkommneten. Sogar in bezug auf die Disziplin hielt sich Calvin von eigenen Wegen fern. Wie sich Bucer den entscheidenden Einfluß des Rates auch in Kirchensachen hatte gefallen lassen müssen, so sah auch er von einer selbständigen Gemeindeorganisation ab. Nur führte er 1540 eine regelmäßige Anmeldung zum Abendmahl ein und wies bei der Gelegenheit die offenbaren Sünder zurück.

Zu dem praktischen Kirchendienst gesellte sich seit 1539 ein theologisches Amt; an der Schule Sturms hielt er exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Doch auch damit war seine Arbeitskraft noch lange nicht erschöpft; vorzüglich blühte in Straßburg seine schriftstellerische Tätigkeit. Schon im August 1539 veröffentlichte er die zweite Ausgabe, eine vollständige Umarbeitung seines „Unterrichts im Christentum“. Jetzt ist das Katechismusartige des Anfangs abgestreift. In dieser ihrer zweiten Gestalt wurde die *Institutio* vielmehr zu einem gelehrten Handbuch der Dogmatik, Ethik und Pastoraltheologie, also der gesamten theologischen Lehrwissenschaft mit Ausnahme der Exegese. Von der erweiterten Form erschien 1541 auch die erste französische Übersetzung. Die zahlreichen späteren Auflagen sahen eine beständige Mehrung des Inhalts, so daß der Reichtum des Stoffes das schlichte Gefäß der ursprünglichen Anordnung fast zersprengte. Da hat, um dies hier voranzunehmen, der alternde Reformator in dem krankheitsreichen Winter von 1558 auf 1559 dem Buche auch eine seiner würdige systematische Anordnung gegeben: nach den vier Calvinischen Artikeln des Glaubensbekenntnisses in vier Büchern von dem Schöpfer, dem Erlöser, dem Geiste und der Kirche. Neben diesem Hauptwerk der Calvinischen Theologie — zweifellos bis auf Schleiermacher der besten evangelischen Glaubenslehre — nahm sein Verfasser in Straßburg auch das zweite Stück seines Programms, die Bibelerklärung, in Angriff. Noch 1539 kam die Auslegung des Römerbriefes heraus, der erste unter den zahlreichen Kommentaren dieses scharfsinnigsten und präzisesten aller Exegeten der Reformationszeit, der selbst als sein Ziel bezeichnete: möglichste Klarheit und möglichste Kürze.

Die reiche Schaffenskraft, die ihm neben allem andern noch zu populären Schriften, z. B. zu dem „Kleinen Traktat vom Heiligen Abendmahl“ 1541, Zeit ließ, bezeugt, wie glücklich sich der ungern Gekommene in der deutschen Reichsstadt fühlte. 1539 kaufte er sich das Bürgerrecht. Nun gebrach es ihm nur in finanzieller Hinsicht und an einem eigenen Hausstand. Sein ziemlich kümmerliches Gehalt ließ sich nicht wesentlich aufbessern; dagegen spielten die Freunde nach der Sitte der Zeit geschäftsmäßig genug den Freiberber, um ihm zur Heirat zu helfen. Endlich fand sich für ihn eine Gattin, wie er sie sich wünschte, nicht mit viel irdischem Besitz, aber mit einem gütigen Sinn voll Gottesfurcht, Liebe und Demut. In den ersten Tagen des August 1540



Abb. 121. Herzogin Renata von Ferrara. Gemälde im Museum zu Versailles. Nach einem Kohleindruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. C., Paris und New York. (Zu Seite 95.)

traute ihn Farel mit der Witwe eines von ihm bekehrten Anabaptisten Idelette de Bure. Falls das kürzlich aufgefundenene Porträt (Abb. 127) echt ist, entstammte sie einer höheren Bürger- oder gar niederen Adelsfamilie aus Lüttich. Dem zahlreichen Hausstande: einem Sohn und einer Tochter aus erster Ehe der Frau, Calvins Bruder Anton, einer Reihe von Zöglingen und Pensionären, stand der Hausvater mit herzlicher und einer oft überraschenden Zartheit der Fürsorge vor — wie unrecht ist doch dieser Mann als kalt und hart verschrien worden!

Straßburg, das ihm so im vollen Sinn zur Heimat wurde, leistete Calvin zulezt noch den wichtigsten Dienst, indem es ihm einen persönlichen Einblick in die Zustände des großen deutschen Reiches vermittelte. Es war ja die Zeit der

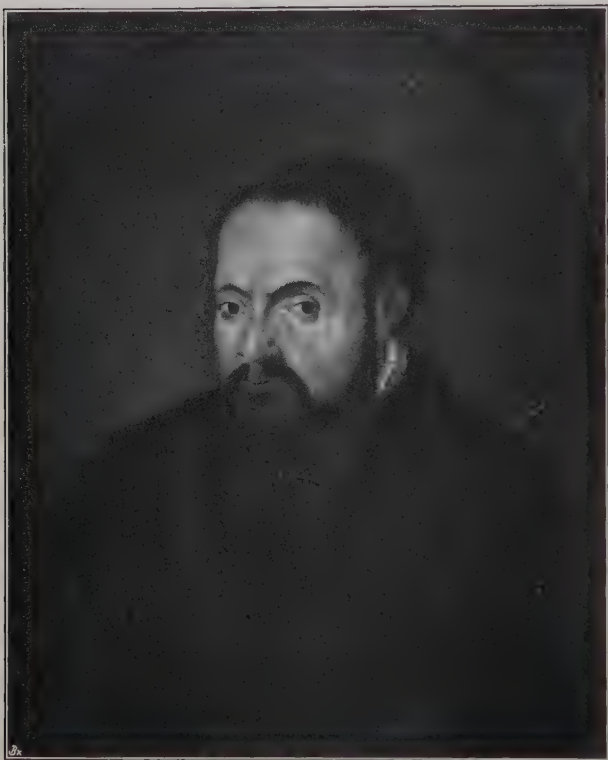


Abb. 122. Der Dichter Clément Marot. Gemälde von Pieter Pourbus. Nach einem Rohleindruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York. (Zu Seite 95.)

Religionsgespräche, jener denkwürdigen Versuche, die Einheit zwischen Evangelium und Papsttum durch Verhandlung über die Lehre, durch Vereinbarung von Lehrformeln wiederherzustellen. An ihnen nahm Calvin im Gefolge Buzers teil, schon im Frühjahr 1539 an der Vorversammlung in Frankfurt a. M., wo er zuerst Melanchthon sah und den Grund zu einer lebenslänglichen Freundschaft legte, ferner an den Gesprächen in Hagenau im Juni 1540, in Worms November 1540 bis Januar 1541 und in Regensburg im April und Mai 1541. Die Zusammenkünfte waren für ihn wieder eine hohe Schule. Mit ungewöhnlichem Scharfblick beobachtete er alle Verhältnisse; seine brieflichen Schilderungen sind, obwohl er nicht einmal Deutsch verstand, längst von den Historikern als wertvoll anerkannt. Dabei be-

trachtete er es als seine besondere Aufgabe, die stets zur Vermittlung geeigneten Melanchthon und Buzer in der Entschiedenheit zu befestigen. Doch darf man deshalb nicht meinen, er sei den Friedensverhandlungen überhaupt nur mit Widerwillen gefolgt. Dem Jahre 1541 zum Gruße verfaßte er, ein freudiges Zeugnis der Hoffnungen, mit denen er an den Beratungen teilnahm, ein lateinisches „Siegesgedicht, Christo gesungen“, in 61 Distichen. Aber auch eine Schrift, die er im März 1541 unter dem Pseudonym Eusebius Pamphilus veröffentlichte, und in der er die Deutschen heftig vor den Söldlingen des Papstes, den Verrätern des Vaterlandes, warnte, sowie die französische Ausgabe der Akten des Regensburger Gespräches beweisen keineswegs eine Geringschätzung der friedlichen Verhandlungen. Überdies boten sie ihm Gelegenheit, auch für seine bedrängten französischen Glaubensgenossen zu wirken. Zu diesem Behufe unterstützte er in seiner Art

die Bemühungen des französischen Gesandten um ein Bündnis zwischen Franz I. und den deutschen Fürsten; dafür sprach ihm am Schluß der Regensburger Tagung Margarete von Navarra den Dank ihres königlichen Bruders aus. Indem er so seinem alten Landesherrn gute Dienste leistet, indem er gleichzeitig im Ton des Patrioten zu den Deutschen spricht, gewinnt er in beiden Ländern erhöhte Bedeutung. Bei allem aber, was sein weiter Blick umfaßte, trachtet er einzig nach der Förderung des Evangeliums; von gleichnerischer Zweideutigkeit, die man ihm vorgeworfen hat, ist dabei keine Spur.

Durch die Teilnahme an den Religionsgesprächen, durch den persönlichen Einblick in die deutschen Reichstage, den Kreis der evangelischen Fürsten und Theologen wurde der französische Gelehrte erst der den gesamten Protestantismus, ja die Welt umfassende Reformator. Zugleich aber erkannte er deutlich die mannigfachen Gebrechen des evangelischen Wesens in Deutschland: die Unfertigkeit der kirchlichen Zustände, die Gebundenheit des Landes- und Staatskirchentums, die Schwerfälligkeit der vielköpfigen Reichsverfassung. Da mochte er sich im stillen zurücksehnen nach dem eng begrenzten, aber frei verfaßten und nach allen Seiten offenen Staatswesen, wo er vor fünf Jahren angefangen hatte, sein Ideal von der wahren Kirche in die Wirklichkeit umzusetzen. So war er auch innerlich für die Rückkehr nach Genf vorbereitet, die nunmehr, nachdem die drei Straßburger Jahre ihm so reiche Förderung gebracht hatten, auf dem Fuße folgte.

IV.

Doch bevor wir Calvin nach Genf zurückbegleiten, erfordert es unsere Aufgabe, wie früher für Zwingli, so jetzt für ihn das Resultat seines Werdens, die Eigenart seines religiösen und theologischen Charakters in knappen Zügen zu zeichnen.

Da haben wir zuallererst die merkwürdige Tatsache hervorzuheben, daß der Mann, welcher gerade berufen war, das Wertvolle an dem Werk des Zürcher Reformators

der Mit- und Nachwelt lebenskräftig zu bewahren, von diesem seinem Vorgänger nur wenig wissen wollte. Die innige Pietät, welche man in der deutschen Schweiz, zumal in Zürich selbst, für den religiös-nationalen Helden empfand, war ihm unverständlich. „Die guten Leute,“ ruft er einmal aus, „sind entbrannt, wenn einer Luther dem Zwingli voranzustellen wagt. Als ob uns das Evangelium verloren ginge, wenn dem Zwingli etwas abgeht!“ Dagegen hat



Abb. 123. Theodor Beza. Stich von J. Hogenberg, 1595. (Zu Seite 93.)

Calvin allezeit Luther verehrt als „den ausgezeichneten Apostel Christi, durch dessen Bemühung und Dienst hauptsächlich die Reinheit des Evangeliums zu dieser Zeit hergestellt sei“. So preist er ihn 1543 in der Melanchthon gewidmeten ersten Hälfte seiner Schrift wider den niederländischen Theologen Pighius über „Die Knechtschaft und die Freiheit des Willens“. Als Luther in einem Brief an Buger vom 14. Oktober 1539 den Franzosen einen guten Kopf nannte und ihm einen freundlichen Gruß schickte, hat ihn dies Zeichen freundschaftlicher Gesinnung zeit lebens gefreut. Im November 1544, gerade als der deutsche Reformator sein „Kurzes Bekenntnis vom Abendmahl“ vorbereitete und die alte Parteilung zwischen Zürich und Wittenberg wieder auflebte, schrieb Calvin an Bullinger die ergreifenden Worte: „Oft habe ich mir wohl gesagt: und wenn Luther mich einen Teufel nannte, so würde ich ihm die Ehre doch antun, in ihm einen ausgezeichneten Knecht Gottes zu erkennen, der freilich neben den glänzenden Tugenden auch an großen Fehlern leidet.“ Leider war es den beiden Größten unter den Reformatoren nicht vergönnt, in persönlichen Gedankenaustausch zu treten. Calvin hat eine Verbindung anzubahnen gesucht. Wider die zahlreichen Glaubensgenossen in Frankreich, die nur im Herzen evangelische Christen sein wollten, aber bei der ständigen Verfolgung äußerlich sich dem Katholizismus anbequemen zu dürfen glaubten, wider die „Herren Nicodemiten“, wie er sie nannte, hatte er zwei Schriftchen verfaßt, für deren Strenge er gerne die Billigung der deutschen Reformatoren gehabt hätte. Zu dem Ende schrieb er 1545 an Luther einen herzlichen Brief (Abb. 139), aber Melanchthon, dem er ihn zur Vermittlung sandte, wagte nicht, dem „Perikles“ das Schreiben zu zeigen. Nach diesem Beweis von Furchtsamkeit kehrt in dem Briefwechsel mit Melanchthon, den Calvin gleichwohl in unveränderter Verehrung und Liebe fortsetzte, die markige Sprache der Mahnung und Stärkung immer wieder, in welcher er wie kein anderer Meister war.

Die Anhänglichkeit Calvins an die Wittenberger hat ihren tiefen Grund in der innern Verwandtschaft. Er war sich nämlich stets bewußt, das evangelische Heilsverständnis, soweit es sich mit der Frage: wie erlange ich einen gnädigen Gott? deckt, Luther und den Seinen zu verdanken. Zumal in der ersten Ausgabe der *Institutio* erscheint er daher fast wie ein oberdeutscher Lutheraner. Aber auch später ist Calvin in den Grundlehren der Reformation, die sich um die Rechtfertigung gruppieren, von der völligen Verderbnis des sündigen Menschen, von Erbsünde und Erbschuld, von Christo unserem einzigen Retter und Erlöser, von der Heilsaneignung durch den Geist, das Wort und die Sakramente mit Luther völlig eins. Ja, man darf sagen, er hat die Kernlehre Luthers von der Glaubensgerechtigkeit und der Wiedergeburt aus dem Glauben treuer bewahrt und theologisch schärfer zum Ausdruck gebracht als irgendein Dogmatiker der Reformation. Durch die weitgehende Abhängigkeit von Luther wurde Calvin von vornherein über die Einseitigkeiten in Zwinglis Heilsauffassung hinausgehoben. Für ihn sind die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster; sowenig kommt er in Gefahr, die Größen der Antike in den Himmel zu versetzen. Nicht minder ist der Spiritualismus Zwinglis wenigstens in bezug auf Glauben, Christus und die Sakramente von ihm völlig überwunden. Nur in der praktischen Reform, in der radikalen Beseitigung der Bilder, Zeremonien und Feiertage schlägt auch bei ihm der schroffe Gegensatz zwischen Gott und Welt durch.

Trotz aller Abhängigkeit von Luther war es Calvin gleichwohl, der das Werk des Zürchers vollendete. Er konnte dies, weil er innerhalb der evangelischen Gesamtbewegung sich letztlich mit Zwingli in dem gleichen Frömmigkeitstypus begegnete. Zwar hat Calvin, soweit wir sehen, nicht viel direkt von Zwingli gelernt, aber dafür eine Reihe dem Zwinglianismus verwandter religiöser Ideen und Triebe auf sich wirken lassen. Er hat es verstanden, sich diese zu eigen zu machen und mit der lutherischen Heilsauffassung zu verbinden. Dadurch sind

die wichtigsten Grundmotive Zwinglis in ihm wiedergekehrt, aber in einer höhern, evangelisch abgeklärten und lebenskräftigeren Gestalt.

So war auch Calvin ein Schüler des Erasmus; auch seine reformatorischen Bestrebungen haben einen humanistischen Einschlag. Ein zwiefaches ist hier vor-



Abb. 124. Johannes Calvin. Emailbild von Léonard Limosin.
Im Besitz von Sir Julius Wernher in London. Nach E. Doumergue, Iconographie
Calvinienne, Lausanne, Georges Bridel & Cie.

züglich zu erwähnen: der soziale, volkstümliche Zug, mit dem er wie Zwingli das gesamte Volksleben seines Freistaats ins Auge faßte und zu durchbringen strebte, und ferner sein Biblizismus. In der Schule des Humanismus reifte der große Exeget heran, dessen Werke die protestantische Bibelerklärung bis heute nicht entbehren kann. Aber auch die gesamte Auffassung und Handhabung des

Schriftworts hat Calvin grundlegend von den Humanisten, einem Erasmus und Le Fèvre, gelernt. Auch seine Betrachtung ist im wesentlichen die lehrgeesehliche. Die Unterschiede des Alten und Neuen Testaments werden verwischt, und die eine Urkunde der göttlichen Offenbarung zur Richtschnur nicht nur für das Dogma, sondern auch für die Verfassung erhoben. Weitere Einwirkungen des Humanismus hat man in seiner Ethik und in seiner religiösen Stimmung finden wollen. Man spricht bei ihm von einem „Mönchtum der Gesinnung“, von einer „innerweltlichen Askese“. In der Tat hat er die Pflicht der Selbstverleugnung häufig und nachdrücklich hervorgehoben, im Zusammenhang mit einer entschiedenen und anhaltenden Richtung des Gefühls und des Willens auf das jenseitige Lebensziel. Aber diese eigentümliche ethische Veranlagung dürfte, soweit sie wirklich richtig beobachtet ist, weniger auf Plato und Erasmus, von denen man sie ableiten wollte, als vielmehr auf den Mann zurückzuführen sein, von welchem Calvin überhaupt neben den Wittenbergern die entscheidendsten und weitgehendsten Einflüsse erfahren hat, nämlich auf Martin Buzer.

Buzer war der geistliche Vater Calvins. Mit ihm berührte er sich in der Hochschätzung Luthers; durch ihn wurden ihm die Zwinglischen Grundgedanken vermittelt in der eigentümlichen Fassung, die sie durch Buzer empfangen hatten. Die Originalität Calvins leidet nicht im geringsten durch die Erkenntnis, wie sehr ihm der Straßburger vorgearbeitet hat. Vielmehr ist das, was dieser wollte, erst durch die größere Klarheit, Abrundung und konsequente Schärfe, die jener ihm gab, wirklich geworden. Den besten Beleg dafür bietet die Sakramentslehre. Im Gefolge Buzers und doch in Abweichung von dem Buzer der Wittenberger Konfodie wurde Calvin der Unionstheologe, der den Gegensatz zwischen Wittenberg und Zürich innerlich überbrückte. Auf der einen Seite blieb er der Zwinglischen Deutung der Einsetzung des Abendmahles treu. Aber ebenso machte er andererseits mit Luthers Forderung Ernst, daß die Sakramente keineswegs leere Symbole sind, sondern Zeichen und Siegel, an deren Vollzug sich eine reale Wirkung Gottes knüpft. Noch bedeutsamer als die Übereinstimmung in der Sakramentslehre ist die Abhängigkeit Calvins von Buzer in der Prädestination. Calvins System geht zwar keineswegs im Prädestinarianismus auf; dennoch empfängt auch sein Verständnis des evangelischen Christentums von hier aus seine charakteristische Farbe. Dabei ist jedoch weniger, als gewöhnlich geschieht, auf die schroffen Spitzen der Doktrin das Gewicht zu legen, auf jene Duplizität in dem ewigen Ratsschluß Gottes, kraft deren er vor Grundlegung der Welt ohne alle Rücksicht auf das sittlich-religiöse Verhalten der Menschen die einen zum Leben, die andern zur Verdammnis bestimmt. Denn dasselbe lehren ja Luther und Zwingli mit mindestens ebenso rücksichtsloser Konsequenz. Trotzdem ist ihre Erwählungslehre eine ganz andere, als die Calvins und Buzers. Gerade bei diesem Dogma gilt es, um zu einem zureichenden Verständnis zu gelangen, sorgfältiger als bei jedem andern zu untersuchen, welchem praktischen religiösen Interesse es dienstbar gemacht wird. Da hat nun Calvin eine Reihe von Anliegen, die ihm erst durch den Gedanken der Auswahl Gottes vollauf befriedigt werden. Nicht zum wenigsten soll seine Lehre die absolute Souveränität und Majestät, in der er Gott als den unbeschränkten Herrn über die Menschengeschichte anschaute, zum Ausdruck bringen. Dabei aber bleibt die Prädestination in ihrem Grundtrieb, wie besonders deutlich aus der ersten Ausgabe der *Institutio* erhellt, ebenso für Calvin wie für Buzer das Prinzip des entschiedensten religiösen Individualismus. Der in seinem letzten Grunde tief verankerte, geschlossene Heilsstand des einzelnen Christen im scharfen Gegensatz gegen die andern, die von vornherein nur Gefäße des Zorns sind, ist die Hauptsache auch an seiner Lehre. Die Begriffe Erwählte und Verworfenen stehen sich ähnlich gegenüber wie bei den Täufern Heilige und Weltkinder, oder bei den späteren Pietisten Befehrte und Unbefehrte. Die Frage: „Bist du erwählt?“ hat hier eine ähnliche grundlegende Bedeutung, wie die der Pietisten:

„Bist du bekehrt?“ Gott und Welt werden auseinandergerissen; hier die Heiligen Gottes, dort das Reich des Fluches und des Verderbens. Der Erwählte aber steht fest auf dem ewigen Ratschluß, in allernächster Nähe seines Gottes. Er kann nicht verloren gehen; doch er muß nun auch bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, daß er sich der Auswahl Gottes würdig erweise und seiner Ehre diene.

In dem religiösen Individualismus, in der Selbständigkeit und Freiheit jedes Christen, der von niemand als von Gott allein abhängt, trifft Calvin ersichtlich mit dem Kern der Frömmigkeit Zwinglis zusammen; nur tritt alles bei dem einen wie dem andern in verschiedene Beleuchtung. Wir stoßen hier auf die religiöse Grundeigentümlichkeit, von welcher der reformierte Protestantismus bei aller Wandlung der Theologie und der praktischen Interessen lebt und zehrt. Es ist die subjektive, persönliche Auffassung des evangelischen Christentums, wonach jeder Christ, von menschlicher oder anstattlicher Heilsvermittlung frei, in klarer Scheidung und Bekämpfung alles Gottwidrigen und jeder Halbheit, seinem Gott gegenübersteht. Weil aber die Erwählungslehre den unmittelbaren praktisch-ethischen Wert besaß, solche Geschlossenheit und Selbständigkeit des Heilsstandes zu sichern, darum blieb sie bei den Jüngern des Genfer Reformators Jahrhundert hindurch in lebendiger Kraft, während sie sonst im Protestantismus rasch abstarb.

In dieser Richtung liegt auch ihre enge Beziehung zu den Gedanken Calvins über die Kirche. Bekanntlich ist er der Vater der heute unter den deutschen wie außerdeutschen Protestanten fast überall angenommenen Presbyterial- und Synodalordnung. An dieser Erneuerung haben gewiß die allgemeinen kulturellen Verhältnisse im Westen, in den Städterepubliken mit ihrem freier gerichteten und höher interessierten Bürgertum ihren Anteil. Dennoch ist Calvin zweifellos durch die Eigenart seiner Religiosität, und zwar gerade durch das, was er mit Buzer teilte, zum Organisator der Kirche geworden. Nur die Erwählten, so sagten beide, gehören in die Kirche; die Verworfenen dagegen müssen um der Ehre des Herrn der Kirche willen, sobald sie als solche erkannt sind, ausgeschieden werden. Den ersten Versuch, diese Gedanken praktisch durchzuführen, bildeten die Artikel von 1537. Später trug sie Calvin in einem umfassenderen Zusammenhang vor und stellte an ihre Spitze die Idee der Christokratie. Die Christusherrschaft bedeutet negativ, daß kein Mensch, kein Priester, kein König und kein Staatsbeamter irgend etwas gegen oder neben Christus in der Kirche gebieten darf, und positiv, daß nur die wahren Glieder Christi zur Kirche gehören, daß sie ferner in allen Beziehungen des Lebens sich dem Willen des himmlischen Königs zu unterwerfen haben. Christus aber regiert durch seine „Minister“, die vier im Neuen Testament als vorbildlich bezeugten Gemeindeämter, durch die Pastoren, Doktoren, Presbyter und Diakone. Das für die neue Verfassung bezeichnendste Amt haben die Presbyter, die Zuchtherren, welche mit den Predigern im Konsistorium (Presbyterium) vereint, durch ihre Disziplin die Gemeinde zusammenhalten und ihre Reinheit verbürgen sollen. In diesem Drängen auf Zucht wie in der Christokratie überhaupt spricht sich der absolute Selbstzweck, die Souveränität der Kirche und der höhere sittliche Wert ihrer Ordnungen gegenüber allen andern Lebensverhältnissen aus. Die Proklamierung der Christokratie ist die schärfste Kriegserklärung gegen die Welt und alles weltlich Geartete in den Einrichtungen der Kirche und den Gesinnungen ihrer Glieder. Einer so hochgespannten Auffassung entsprach in dem Genf Calvins, wie wir



Abb. 125. Medaille auf den 33jährigen Calvin. Unbekannt von wem und in welcher Zeit gemacht. Nach E. Doumergue, Iconographie Calvinienne.

hören werden, die theokratische Beherrschung des Staates durch die Kirche. Dennoch bleibt Calvins Kirchenordnung einer der höchsten Ehrentitel seiner Reformation. Seit der Urzeit der Kirche hat er zuerst die religiöse Gemeinde in ihrem Eigenrecht und in selbständigem Aufbau aufs neue zur Geltung gebracht. Mit Hilfe der Erwählungslehre ist durch Calvin die Idee Luthers vom allgemeinen Priestertum in der Ordnung der evangelischen Kirche zum verfassungsmäßigen Ausdruck gebracht.

Auch hier hatte Zwingli vorgearbeitet, aber er war im Staatskirchentum

stecken geblieben. Dafür aber ist Calvin mit Zwingli zuletzt in dem Einheitspunkt seines religiösen Denkens, von dem alles abgeleitet wird, auf den alles zustrebt, vollkommen einig, nämlich in der Gottesidee. Calvin betont es immer wieder, daß wir kleinen Menschen nicht für uns, sondern für Gott da sind. Von ihm, zu ihm und in ihm sind alle Dinge; darum darf Religion und überhaupt jede Art menschlicher Tätigkeit nichts anderes als ein Dienst der Ehre Gottes sein. Soviel Calvin auch von andern übernommen hat, diese Zentralidee war ihm sicherlich aus seinem eigensten und tiefsten religiösen Triebe zugewachsen. Als heiliger, erhabener Wille steht Gott allezeit vor diesem



Abb. 126. Bildnis Calvins in späterem Lebensalter. Gemälde eines Unbekannten in der Salle Lullin der Öffentlichen Bibliothek zu Genf.

Mann; für ihn ist Frömmigkeit Gehorsam, Unterwerfung unter Gottes Gebot. So hat er es gelehrt, so hat er es auch betätigt. Bei seiner Befehrung, bei seiner Ankunft in Genf, bei seiner Übersiedlung nach Straßburg war es der Gehorsam Gottes, der ihn zwang. So wurde er ein großer Charakter, ein gewaltiger Herrscher. Wenn er etwas als Gottes Willen erkannt hatte, gab es für ihn kein Zaudern; der schüchterne Gelehrte wandelte sich in einen stahlharten Kämpfer, der nicht ruhte, bis er allen Widerstand unter den Gehorsam Gottes beugte. Natürlich sind dabei auch mancherlei Fehler untergelaufen; besonders machte ihm die aufbrausende Heftigkeit seines cholерischen Temperaments zu schaffen. Aber gegen „dies wilde Tier“, wie er es selber nennt, stand Calvin selbst unausgesetzt auf der Wacht.

Ein anderer Fehler, der vom Persönlichen zugleich in sein Lehrsystem und in sein ganzes Lebenswerk hinübergreift, war das Herbe, das unerbittlich Strenge seines Wesens. Indem er so mannigfache, zum Teil im Gegensatz stehende religiöse Motive seiner Zeit in eins zusammenschmolz, indem er den hochgespannten Idealismus seiner praktischen Reform der Wirklichkeit aufzwang, offenbarte sich in ihm ein Zug alttestamentlicher Gesetzhaltigkeit, die den frischen Quell freien, individuellen Christentums in vieler Augen völlig verschüttete. Trotz alledem aber kann unser Gesamturteil über ihn nur lauten: er war, was sein Siegel andeutet, auf dem eine Hand in kräftigem Griff das Herz darreicht. Er weihte sein Leben

zum Opfer Gottes und verzehrte es in seinem Dienst. So stimmt es denn aufs beste zu seiner Persönlichkeit, wenn er an die Spitze seines Systems den Satz stellt, daß die Summe der menschlichen Weisheit in der Erkenntnis Gottes und in dem Gehorsam Gottes aufgehe. In dem systematischen Aufbau der Institution von 1559 ist es ihm im großen und ganzen gelungen, die vielfach disparaten Elemente, die er in sich aufgenommen hatte, sowohl den prädestinarianischen Gedankenzirkel Bugers als die Heilslehre Luthers jenem obersten Gesichtspunkt unterzuordnen. Damit aber war er ganz an die Seite Zwinglis getreten, und zugleich hatte er den Zwinglianismus auf



Abb. 127. Idelette de Bure, die Gattin Calvins.
Gemälde eines Unbekannten im Museum zu Douai. (Zu Seite 104.)

eine höhere Stufe erhoben. Durch Calvin ist der Frömmigkeitstypus des reformierten Protestantismus so bereichert und ausgestaltet, daß er von da an, mit seltener Anziehungskraft begabt, lange Zeit als führende Macht im evangelischen Geistesleben fortgewirkt hat.

Calvins persönliche Eigenart wie sein System sind ganz auf den Kampf zugeschnitten. Die Erwählten sollen ihres Gnadenstandes in Christo bewußt werden, aber alsdann alle Kraft anspannen, um die Welt für die Ehre Gottes zu erobern. Man hat öfters zwischen ihm und jenem andern Romanen, dem Stifter des Jesuitenordens, einen Vergleich gezogen. In der Tat ist die Parallele nicht ohne Grund. Beide sind Willensnaturen, Organisatoren mit ihrem starken Drang auf Disziplinierung, Unterwerfung des Geistes und der Geister. Aber damit hört

denn auch die Ähnlichkeit auf. Der eine der Mystiker, der andere der Reformator; der eine unterwirft sich dem Papsttum, der andere der Schrift; der eine organisiert die Kampfesstruppe für das römische Weltreich, der andere die Kirche der Märtyrer des evangelischen Glaubens; der eine tötet die Freiheit und untergräbt das Gedeihen der Völker, der andere rettet den Protestantismus und wird so der Wegbereiter der modernen Freiheit und Kultur! Für diesen weltgeschichtlichen Widerstreit hatte Gott den französischen Reformator berufen und ausgerüstet. Doch auch nach dem Kampf haben sich die weniger sympathischen Seiten, der schroffe Prädestinarianismus, die Theokratie, die Gesetzherrschaft nach und nach ablösen lassen. Der Kern seiner Religiosität ist in einer nicht bis zur Unkenntlichkeit verwischten Gestalt, im wesentlichen auch in unverminderter Kraft eine Macht segensreichen Fortschritts geblieben und darf auch heute dem Protestantismus nicht verloren gehen.

4. Kapitel. Das Lebenswerk Calvins.

I.

Der Calvinismus, dessen Eigentümlichkeit wir uns vergegenwärtigten, war seit den Jahren in Straßburg in der Persönlichkeit seines nicht viel mehr als dreißigjährigen Urhebers vollendet. Aber ihm fehlte die Heimstätte, in der er sich einwurzeln, von der aus er seine geschichtliche Mission antreten konnte. Es sollte einen langen und harten Kampf kosten, ehe ein solcher Mittelpunkt in Genf gewonnen ward.

Allerdings kehrte der Reformator schon bald, gleich nach dem Schluß des Regensburger Gespräches, in seine Stadt zurück. Aber es ist eine Tatsache von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß seine Rückberufung nicht in erster Linie einer religiös-kirchlichen Umwälzung, sondern politischen Notwendigkeiten zu danken war. Zwar gab es gleich nach der Verbannung der Reformatoren im kirchlichen Leben Genfs allerlei Schwierigkeiten. Die „Guillermains“, die frommen Anhänger ihres verehrten Guillaume Farel, wollten die vier Prediger, welche der Rat an die Stelle der Vertriebenen gesetzt hatte, nicht anerkennen. Aber diese Opposition wurde durch strenges Eingreifen des Rates und verständliches Entgegenkommen erst Calvins, dann auch Farel's beseitigt. Nach dem Friedensschluß in Morges am 12. März 1539 traten ruhigere Zustände ein, und es war nicht abzusehen, weshalb das staatskirchliche Regiment nicht auch in Genf sich hätte dauernd festsetzen können. Selbst das glänzende literarische Verdienst, das sich Calvin noch im selben Jahre um Genf erwarb, hat nur indirekt seine Rückkehr vorbereitet. Im März 1539 sandte der als Humanist berühmte Kardinal Sadolet, der Bischof von Carpentras, an „seine teuren Brüder, die Syndike, den Rat und die Bürger von Genf“ ein klug berechnetes Lockschreiben zur Rückkehr in die alte Kirche. Da sich weder am Lemensee noch in Bern sogleich der rechte Mann zur Widerlegung fand, so griff Calvin auf den Antrieb der Freunde zur Feder. In wenigen Tagen, am 1. September 1539, vollendete er eine Gegenschrift, die ohne rhetorische Künste, auch ohne allzu gehässige Ausfälle auf die Gegenseite der Glaubensgewißheit der Reformation einen freudigen, dem Gegner weit überlegenen Ausdruck gibt. Die Zurückweisung Sadolets war es gerade, die ihrem Verfasser neben der Institutio das Wohlgefallen Luthers erwarb. Nicht minder brachte sie in Genf Freund und Feind zuerst die universale reformatorische Bedeutung Calvins, den die meisten bisher doch höchstens neben Farel stellten, zu deutlichem Bewußtsein. Aber bei diesem Achtungserfolge blieb es; an eine Rückberufung dachte wenigstens in den maßgebenden Kreisen damals niemand.

Doch da trat unvermutet ein politisches Ereignis ein, welches den ganzen Freistaat aufs schlimmste erschütterte. Nach der Befreiung Genfs von den savonischen



Abb. 128. Calvin, zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt.
Gemälde eines unbekannten Künstlers des sechzehnten Jahrhunderts.
Im Museum Boijmans in Rotterdam.



Abb. 129. Die St. Peters-Kathedrale in Genf. Kupferstich von Robert Gardelle, 1735. (Zu Seite 97.)

Bedrängern hatte der Vertrag von Bayerne am 7. August 1536 zwar die Selbstständigkeit der Stadt unter der einzigen Bedingung, nur mit Bern Bündnisse zu schließen, gesichert. Aber es waren noch eine Reihe Einzelfragen in dem Verhältnis zu dem deutschen Nachbaranton, besonders in bezug auf die Besitzungen der früheren geistlichen Stifter Genfs, ungelöst. Die Verhandlungen darüber zogen sich in die Länge, und im März 1539 ließen sich drei Genfer Abgeordnete, darunter zwei Syndike des Jahres 1538, sei's aus Unfähigkeit, sei's aus Leichtfertigkeit, zu einem Zusatzvertrag bereeden, der die Interessen der Stadt gegenüber Bern schmählich verletzte. Natürlich brach, als ihr Verhalten nach längerer Verschleppung ruchbar wurde, ein Sturm des Volksunwillens gegen sie aus, gegen die „Artikulanten“ oder „Artichauds“, wie man sie und ihre Anhänger nach den Artikeln jenes Vertrags spöttisch nannte. Da Bern töricht genug war, auf seinem Schein zu bestehen, so mußten zuletzt die drei Gesandten schleunigst fliehen, ja der Führer der Artikulanten Jean Philippe wurde gar am 10. Juni 1540 hingerichtet. Damit sahen sich plötzlich die Guillermins, eben noch fast vernichtet, im Besitz der höchsten Gewalt; aber es warteten ihrer in der Kirche wie im Staate die schwersten Aufgaben. Mit den unterlegenen Artichauds kamen auch die neuen Prediger in solchen Mißkredit, daß zwei unter ihnen im August und September 1540 ohne Abschied die Stadt verließen. Die äußerst empörten Berner drohten im Herbst sogar mit Krieg. Für beides, zur Neuordnung der zerrütteten Kirche, wie zugleich um das Wohlwollen der übrigen Schweizer Kantone und ihre Fürsprache bei Bern zu erlangen, schien das geeignetste Mittel, den Mann zurückzuberufen, der in den drei Jahren seiner Abwesenheit zum höchsten theologischen Ansehen herangereift war. So beschloß am 20. Oktober 1540 der Generalrat, eine Gesandtschaft nach Straßburg zu senden und Calvin zur Rückkehr einzuladen. Das durch unfähige weltliche und geistliche Führer geschwächte Genf flüchtete sich zu ihm als zu seinem einzigen Retter.

Doch dieser zögerte lange, dem Wunsche zu willfahren. Der Gesandtschaft, die ihm nach Worms zum Religionsgespräch nachreiste, gab er nur das Versprechen einer zeitweiligen und bedingten Hilfe. Auch die fortgesetzten Werbungen des Rates, der noch am 26. Mai und am 19. August 1541 weitere Anstrengungen machte, rührten und freuten ihn zwar, aber die Entscheidung brachten sie nicht. Solche Zurückhaltung entsprang nicht dem selbstsüchtigen Wunsche, die Genfer so recht zu demütigen, damit sie dem künftigen Herrscher sich willenlos in die Hände lieferten. Vielmehr was konnte sich Calvin, zumal bei der Feindseligkeit der Berner, von einer Wendung versprechen, die hauptsächlich der politi-



Abb. 131. Das Haus des 1559 von Calvin gegründeten Collège in Genf.
Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich. (Zu Seite 134.)

der Kirche verwirklichen können. Es wurde ein Konsistorium errichtet, für das der Rat neben den Geistlichen zwölf Männer von tadellosem Lebenswandel und geistlicher Klugheit, möglichst den Quartieren der Stadt entsprechend, zu ernennen hatte. Diese „Verordneten des Rats oder Ältesten“ sollten jeden Donnerstag zusammentreten und befugt sein, gegebenenfalls die Tadelnswerten vorzuladen und zu zensieren. Des Freitags versammelte sich die „Kongregation“, d. h. die Prediger und alle interessierten gebildeten Gemeindeglieder, zu Besprechungen über die biblische Lehre. Außerdem sollte die „vénérable compagnie“, „die Diener am Wort“ in der Stadt, alle drei Monate eine brüderliche Zensur unter sich ausüben. Das Schulwesen wurde, dem Ideal Calvins gemäß, der Kirche eingeordnet, aber auch für die Liebesübung an Armen und Kranken ein besonderes kirchliches Amt, das der Diakonen, eingesetzt. Die Änderungen, welche im Laufe der Verhandlungen an dem ersten Entwurfe vorgenommen waren, hatten hauptsächlich die Stärkung der staatlichen Macht gegenüber den kirchlichen Befugnissen zum Ziele. So wurde bei der Bestellung der Prediger und Lehrer, bei den Ehefachen u. a. der Einfluß des Rates erweitert. Doch nicht um derartiges drehte sich der harte Strauß, von dem wir hörten, sondern einzig um die Exkommunikation. Der Rat wollte ursprünglich dem Konsistorium nur „Zurechtweisungen“ gestatten, dagegen sich selbst in jedem Falle die Entscheidung über die Ausschließung vom Abendmahl vorbehalten. Doch in diesem Punkte war der Reformator um keinen Preis gewillt, nachzugeben. Er rettete zuletzt das Bannrecht des Konsistoriums durch die nicht ganz durchsichtige Formel, die Kirchenzucht solle nur das geistliche Schwert des Wortes Gottes handhaben; wo es nötig sein werde, zu strafen und zu zwingen, werde man dem Rat Bericht erstatten, damit er für alles Weitere Sorge. Hier lag der Keim zu späteren schweren Verwicklungen.

Aus allem leuchtet hervor, wie sehr die Kirche trotz ihrer neuen Ämter auch in Genf noch in das Staatsleben eingebettet ist. Wohl waren hier zum ersten-

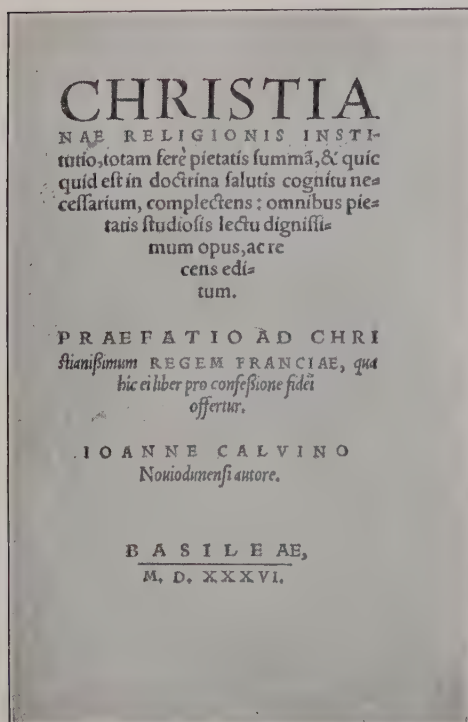


Abb. 133. Titelblatt der ersten Ausgabe von Calvins *Institutio Christianae Religionis*. Nach dem Exemplar der Öffentlichen Bibliothek in Genf. (Zu Seite 95.)

der tüchtigste unter den Mitarbeitern Calvins sich mehr und mehr zu einem seiner erbittertsten Gegner auswuchs. Ein junger Savoyarde, Sebastian Castellio, der sich aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet und in Straßburg in Calvins Hause sich in der evangelischen Überzeugung vertieft hatte, war zum Rektor der Genfer Schule bestellt. Er hatte für sie im Geiste der humanistischen Pädagogik ein treffliches, Jahrhunderte hindurch viel gebrauchtes Lehrbuch, die „Heiligen Gespräche“ (*dialogi sacri*) geschrieben (Abb. 141). Doch hätte Castellio anstatt des gering besoldeten Schulamts lieber eine Predigerstelle erhalten. Als man ihn aber nach der Kirchenordnung prüfte, stellte sich heraus, daß er in zwei Punkten, in bezug auf das Hohelied, welches er für ein rein weltliches Liebeslied ansah, und in der Auslegung der Worte des Glaubensbekenntnisses „abgestiegen zur Hölle“, von Calvins Theologie abwich.

Zähigkeit, seinem Ansehen bei den Kirchen- und Staatsmännern des zum Schiedsgericht berufenen Basel zu danken, daß der Streit mit Bern endlich am 3. Februar 1544 durch einen befriedigenden Vertrag beigelegt wurde. Nun durften selbst die geflüchteten Artikulanten zurückkehren, und alles atmete Einigkeit und Friede. Am meisten Sorge und Mühe bereitete Calvin in diesen Jahren der Mangel an geeigneten Mitarbeitern im geistlichen Amte. Grell trat die Minderwertigkeit der vorhandenen Prediger in einer Pestepidemie der Jahre 1542 und 1543 zutage. Calvin selbst, dem Haupt der Kirche, erlaubte es der Rat nicht, ins Pestspital zu gehen und die Kranken unter Lebensgefahr seelsorgerlich zu bedienen. Seine Amtsgenossen aber erklärten, Gott habe ihnen noch nicht die Gnade der Stärke und Standhaftigkeit gegeben, um ihre Pflicht zu erfüllen. Unter diesen Umständen war es doppelt schade, daß

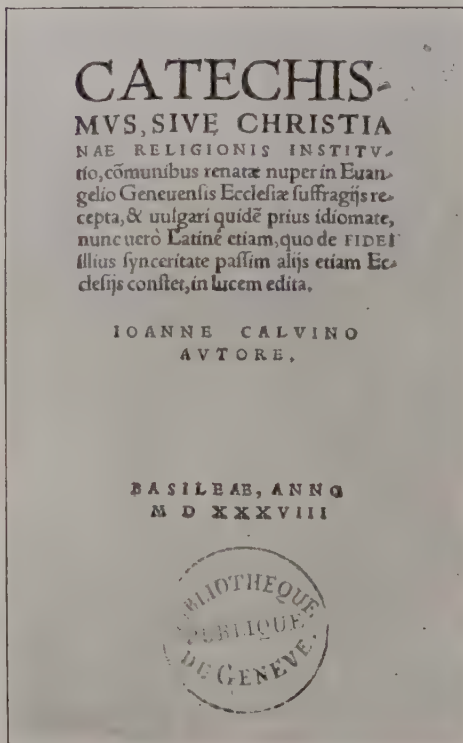


Abb. 134. Titelblatt der lateinischen Ausgabe des ersten Genfer Katechismus. Nach dem Exemplar der Öffentlichen Bibliothek in Genf. (Zu Seite 98.)

Vne semblable figure estoit peinte au temple des Jacobins de Geneue, au lieu dit Plein Palais, des l'an 1401, laquelle auons
impuniee avec les vers Latins qui y estoient appotez, pour monstres que c n'est pas de maintenant que Dieu par la
bonte infinie a inspiré aux cœurs d'aucuns à conoistre que le Pape & toute la Papauté est sortie de ceste
horrible & monstrueuse beste, aufluoir le Prince de l'abîme infernal.



Sicut in Episcopos sine Cardinalis
Hic in sacramento ab eis per de erat quatuor

roderit quatuor allegata
per, neque replicare
dem appellare,
membrum, nec dicere quatuor

Contra inferi qui vel quales esset,
Quid in hoc iudicio dicere possint?
Idem est dominus, roderit auctor, sed.

Hæc depinxit Iacobus Iaqueri de Ciuitate Taurini Pedemontio, anno Domini millesimo quatercentesimo primo.

Abb. 135. Calvinistisches Flugblatt gegen das Papsttum.

Im Besitz der Öffentlichen Bibliothek in Genf.

Benutzt worden ist dafür eine die Schäden der eigenen Kirche geißelnde Wandmalerei (1401)
im katholischen Jakobiner (Dominikaner)-Kloster zu Genf.



Abb. 136. Calvin. Kupferstich des sechzehnten Jahrhunderts. Wahrscheinlich entstanden unter Zugrundelegung des Rotterdamer Bildes. Aus der Sammlung des Herrn Dr. Hector Maillart-Gosse in Genf.

Beides betrachtete dieser selbst nicht als Hauptstücke des Glaubens, auch hat er im Verhältnis zu anderen Kirchen sich leicht über schwerer wiegende Differenzen hinweggesetzt. Aber in seinem nächsten Kreise mochte er derartige Verschiedenheiten nicht dulden. Daher stellte man Castellio ein ehrendes Zeugnis aus, beließ ihn auch vorderhand noch im Schuldienst, aber unter die Diener am Worte nahm man ihn nicht auf. In solche Behandlung konnte sich jedoch der begabte und selbstbewußte Castellio nicht finden. Der Konflikt verschärfte sich bald, und im Februar 1545 verließ er, Groll im Herzen, die Stadt.

Trotz aller Schwierigkeiten gelang es gleichwohl etwa bis zum Jahre 1545, hauptsächlich aus den französischen Glaubensflüchtlingen, deren schon jetzt manche in Genf Zuflucht suchten, eine würdige und einmütig gesinnte Schar zu sammeln, die wenigstens für den Kirchendienst in der Stadt ausreichte. Diese Männer — wir nennen nur Abel Poupin, Calvins Amanuensis Nicolas des Gallars und Michael Cop, den Bruder des Pariser Freundes — waren von Calvins Ideen erfüllt und rissen auch die Laien im Konsistorium mit fort. Jetzt griff die Kirchenzucht immer entschiedener ins Volksleben ein, aber damit enthüllte sie sich auch erst in ihrem wahren Lichte. So mußte bald der Knoten sich schürzen; bald sah sich jedermann im Volke zur Entscheidung für oder wider genötigt.

II.

In Genf lebte wie überall im sechzehnten Jahrhundert ein rauhes Geschlecht voll Parteihaders, voll des Teufelsaberglaubens, den der Reformator übrigens genau wie Luther teilte, vor allem aber voll Sinnenlust. Gegen diesen Krebschaden, gegen die in allen Ständen arg verbreitete Unsittlichkeit, unternahm die Zuchtbehörde um die Mitte des Jahres 1545 einen radikalen Angriff. Im folgenden Jahre machte man einen freilich bald gescheiterten Versuch, das Wirtshausesleben zu veredeln durch die Errichtung von Abteien, d. h. Klubhäusern, in denen für erbauliche Unterhaltung gesorgt, und alle Ausschreitungen, wie Fluchen, Tanzen,

unerlaubte Spiele u. dergl. unter strenge Strafen gestellt wurden. Für die altgewohnte Schaulust der Genfer führte man biblische Schauspiele auf, und als Michael Cop, Calvin noch überbietend, selbst dagegen Widerspruch erhob, unterblieb später jede Art theatralischer Darbietungen, außer in den Schulen, fast ganz.

Es wäre seltsam zugegangen, wenn das alles nicht Widerstand gefunden hätte. Als er zuerst hervorbrach, konnte ihn der geistliche Herrscher noch mit leichter Mühe, leider nicht ohne seinem hitzigen Temperament zu viel nachzugeben, unterdrücken. Ein ehemaliger Kartensfabrikant, Pierre Ameaux, Mitglied des kleinen Rates, hatte sich beim Weine über Calvin beschwert, er sei ein schlechter Mensch und predige falsche Lehren. Zur Strafe dafür mußte er, in Abänderung einer milderen Sentenz, die der Rat anfänglich gefällt hatte, einen Armensündergang durch die Stadt machen und bekennen, er habe Calvin wider Gott, Wahrheit und Vernunft verleumdete. Indessen nicht so leicht ließen sich andere, Vornehmere demütigen, obwohl sie der Strafe weit mehr wert waren. Zwar die Zuchtherren kannten kein Ansehen der Person; sie schonten auch die nicht, welche sich des Verdienstes um die calvinische Sache rühmen durften. So war der Generalkapitän der Stadt, Ami Perrin, gerade als Führer der Guillermins, als Beförderer der Rückberufung Calvins emporgekommen. Aber er verfiel schlechtem Einfluß durch seine Heirat in eine der reichsten und angesehensten, doch nicht minder hoffärtige und sittenlose Familie der Stadt. Seinen Schwiegervater, den alten François Favre, hatte die eigene Frau wegen seines unzuchtigen Lebens verlassen; die Tochter, Perrins Frau, schritt in einem Zank mit ihrer Schwiegermutter bis zu Faustschlägen vor. So war es sehr be-

rechtigt, daß das Konsistorium hier Wandel zu schaffen suchte. Indes die Favres, die auf ihrem Landgut vor der Stadt schon auf bernischem Gebiet eine bequeme Zuflucht hatten, behandelten die Zuchtbehörde, auch wenn sie einmal vor ihr erschienen, mit geringschätzigem Trotz. Perrin ließ sich allerdings noch 1546 durch einen ernsten Brief Calvins und die Vermittlung des milden Viret zur Versöhnung bewegen. Doch im Frühjahr darauf erhob er die in den Ordonnances selbst nicht geklärte Frage, wie weit denn überhaupt die Amtsbefugnis des Konsistoriums gehe. Damit war der Zwist bereits bis an die Wurzel vorgedrungen. Trotzdem wußte Calvin durch seinen Vortrag im großen Rat am 25. Mai 1547 die Gefahr noch einmal abzuwenden, und wenige Monate später stellte



Abb. 137. Calvin im Alter von 53 Jahren. Stich von René Boyvin, 1562. Nach dem Exemplar in der Sammlung des Herrn Dr. Hector Mailart-Gosse in Genf.

der Gruet-Handel für einen Augenblick das Ansehen der geistlichen Behörde auf das glänzendste wieder her. Am 27. Juni 1547 fand man nämlich an der Kanzel der Peterskirche einen Zettel angeheftet, der die ärgsten Schimpfworte gegen die Prediger, zumal gegen „den Dickbauch“ Poupin, enthielt. Der Übeltäter war Jacques Gruet, Mitglied einer alten Genfer Familie und mit dem Favreschen Kreise in Verbindung. Bei einer Haussuchung entdeckte man allerlei Aufzeichnungen, die der grüblerische, übrigens still für sich hinlebende Mann gemacht und bei sich verborgen hatte: Christus, die Bibel wurden darin verspottet, sittliche Zügellosigkeit schlimmster Art gerechtfertigt, Himmel und Hölle seien Wahngebilde. Solche Dinge hätte niemand im damaligen Genf für möglich gehalten. Die Erregung darüber wurde so stark und allgemein, daß man, vermutlich ohne alles

Zutun Calvins, den Missetäter für seine ausgelassenen Meinungen mit dem Schwerte hinrichtete. Durch den Zwischenfall erfuhr die Sache Calvins und der Zucht, gegen die Gruets Äußerungen den grimmigsten Haß atmeten, eine bedeutsame Stärkung.

Doch wie bald war alles wieder in Frage gestellt durch eine jener politisch-kirchlichen Parteilungen, wie sie der unruhige Volksgeist immer aufs neue hervortrieb! Im Spätsommer 1547 hatten, teils aus persönlichem Ehrgeiz, teils aus Furcht vor Kaiser Karl V., von dem man besorgte, er werde nach dem Schmalkaldischen Kriege auch die Schweiz angreifen, sowohl Perrin als ein evangelisch gesinnter Flüchtling Laurent Maigret sich mit der Regierung Frankreichs in geheime Verbindungen eingelassen. Zwischen Perrin und Maigret bestand nur der Unterschied: jener hatte auf eigene Faust, dieser im stillen Einvernehmen mit den hervorragenden Genfer Herren gehandelt. Als beides zu gleicher Zeit ans Licht trat, stellte sich Calvin entschlossen auf Maigrets Seite wider den „komischen Cäsar“, wie er den Gegner in Briefen zu

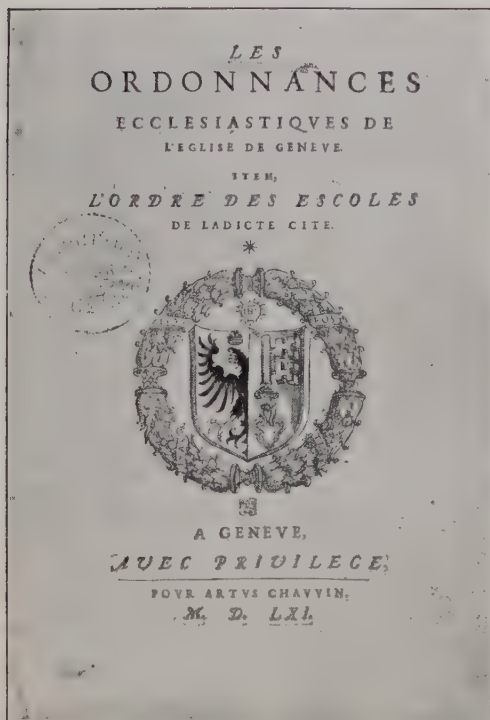


Abb. 138. Titelblatt der 1541 erschienenen Genfer Kirchenordnung Calvins. Nach dem Exemplar der Öffentlichen Bibliothek in Genf. (Zu Seite 115.)

nennen pflegte. Doch Perrin fand einen starken Rückhalt an Bern, das, stets auf der Wacht, jede Sonderverbindung Genfs zu verhindern, der Partei des Generalkapitäns trotz des Vorgefallenen sicher zu sein glaubte. Aus solcher Entwicklung erwuchs ein so bitterer Hader, daß es im Räte der Zweihundert zu blutigem Handgemenge gekommen wäre, wenn nicht der von Natur furchtsame Reformator sich zuletzt zwischen die Streitenden geworfen hätte mit dem Rufe, falls sie Blut vergießen wollten, möchten sie mit ihm anfangen. Die Entfesselung der politischen Leidenschaften aber rief zugleich den lange in der Stille angesammelten Ingrimm wider die Sittenzucht wach. In rohem Sturme brach die Volkswut aus. Calvin dachte noch auf seinem Sterbebette an diese Zeit, da man die Hunde auf ihn hekte und „faß, faß!“ rief, da sie ihn bei Kleid und Wein anpackten. Seitdem aber vereinigten sich alle, die dem Reformator übel wollten, unter der Führung Perrins zu einer geschlossenen Opposition. Sie gewann über

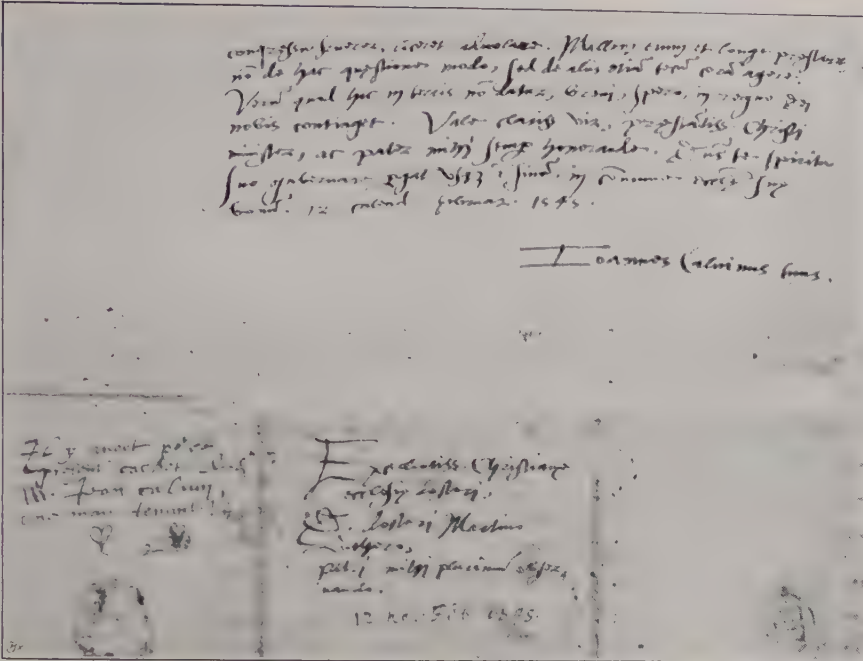


Abb. 139. Schluß des Briefes Calvins an Luther vom 21. Januar 1545.
Im Besitz der Öffentlichen Bibliothek in Genf. (Zu Seite 106.)

die calvinische Partei nicht nur bei den Ratswahlen des Jahres 1548 das Übergewicht, sondern blieb auch sechs lange Jahre hindurch im wesentlichen in ihrer Machtstellung.

Die Stärke der Opposition machten die vielen alten Genfer Familien aus, die zu ihr gehörten. Man hat deshalb gemeint, es seien in ihr vorwiegend nationale Tendenzen wider den Fremdling Calvin, verstärkt durch das Beispiel des Staatskirchentums in Bern und den übrigen Schweizer Kantonen, wirksam gewesen. Daran ist gewiß manches Richtige; dennoch ist es in der Hauptsache eine unberechtigte Idealisierung. Der Gegensatz war in erster Linie ein persönlicher. Allgemeine Ideen spielten dabei eine weit geringere Rolle, als die persönliche Gereiztheit, mit der die Führer der Opposition bei ihrem Zusammenstoß mit der Sitzenzucht sich erfüllt hatten. Der Widerstand, den Calvin in Genf zu besiegen hatte, war im letzten



Abb. 140. Calvin. Holzschnitt von B. Jenichen.

Grunde nichts anderes als der des natürlichen Menschenherzens, gesteigert und geschärft ebenso durch den Rigorismus der religiös-kirchlichen Tendenzen wie die Leidenschaftlichkeit des Genfer Volkes. Daher hat die calvinische Geschichtsschreibung nach dem Tode des Reformators die Gegner nicht ohne Grund „Libertiner“, die Partei der Leichtfertigen und Ausgelassenen, genannt. Nur insofern geschah ihnen unrecht, als es auch eine religiöse Sekte der Libertiner mit schwärmerischen, durch und durch unsittlichen pantheistischen Ansichten gab. Gegen sie hat Calvin nach seiner „kurzen Unterweisung“ wider die Anabaptisten (1544) ebenfalls zwei sie genau charakterisierende Schriften veröffentlicht (1545 und 1547). Mit ihnen aber hat die Genfer Opposition, soviel wir wissen, nichts zu tun.

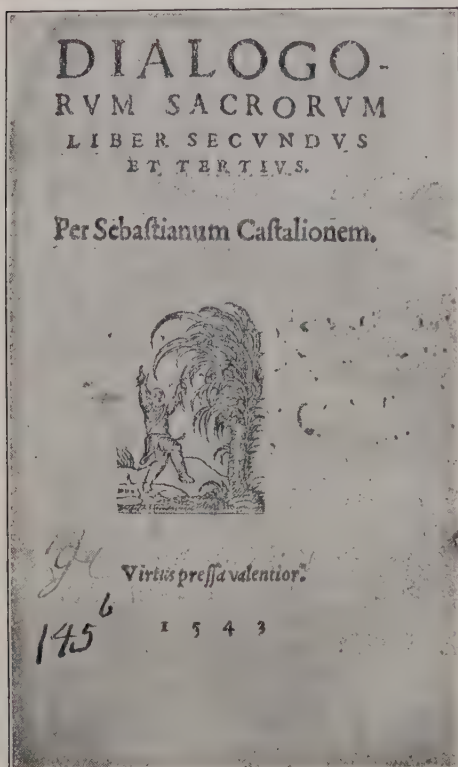


Abb. 141. Titelblatt aus Sebastian Castellios „Heiligen Gesprächen“. Nach dem Exemplar der Öffentlichen Bibliothek in Genf. (Zu Seite 118.)

Nach dem Umschwung des Jahres 1548 schienen die Ereignisse von 1538 sich wiederholen zu müssen. Durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände hatte sich die calvinische Kirchenordnung in Genf festsetzen können; jetzt erst mußte sie beweisen, ob sie wirklich imstande war, die Ungebundenheit des Volkes zu unterwerfen. Calvin selbst sah trübe in die Zukunft. Die düstere Stimmung verstärkte sich durch bitteres häusliches Leid, als ihm bereits am 29. März 1549 die Gattin geraubt wurde. Die stille Frau war ihm trotz ihrer Kränklichkeit, trotzdem sie ihm nur ein bald nach der Geburt verstorbenes Söhnchen schenkte, durch ihre Demut und aufrichtige Frömmigkeit sehr wert geworden. In dem vereinsamten Hause hat ihm später die Gattin seines Bruders Anton, zuletzt sogar die eigene Stieftochter durch Ehebruch und ähnliches viel Kummer bereitet. Das alles hat Calvin auf tieffte erschüttert und doch nicht ganz niederbeugt. Je heißer Kampf und Not ihn umdrängten, desto mächtiger trat die sittliche Kraft und Hoheit seines Charakters hervor.

Das erfuhr auch die Genfer Opposition. Wohl überließen sich die „Kinder von Genf“, eine Vereinigung junger

Leute unter Führung des ungestümen Philibert Berthelier, des Sohnes des alten Freiheitskämpfers, frechen Zügellosigkeiten. Wohl schimpfte das Volk über den „Rain“ und rief sogar die Hunde mit dem Namen Calvins. Wohl mußte er sich auch vom Räte mancherlei Schikanen gefallen lassen, z. B. die Verzögerung der Druckerlaubnis für seine Schriften. Indes der Reformator, nicht mehr der Brausekopf wie vor zehn Jahren, blieb dabei, zäh und entschieden seine Pflicht zu tun und die Laster so zu nennen, wie sie es verdienten. Für ihn aber sprach neben allem andern auch die Konsequenz der Idee. Hätte man ihn vertrieben, so bedurfte es eines völligen kirchlichen Neubaus; dazu aber waren Perrin und sein „Connétable“ Wandel oder Berthelier nicht entfernt imstande. Vielmehr sahen sie sich genötigt, um der Unordnung doch einigermaßen zu wehren, in einer offiziellen Proklamation vom 18. Januar 1549, die sich an ein kürzlich ergangenes

Mandat der Berner Obrigkeit anlehnte, Calvins oberste Idee als Staatsgrundgesetz zu verkünden; jedermann, so hieß es darin, liebe die Ehre Gottes und fürchte, ihn zu erzürnen!

Mittlerweile hatte sich das Ansehen Calvins in der evangelischen Welt immer mehr gesteigert. Mit ungebrochenem Mute hatte er fort und fort in den literarischen Kampf der Reformation eingegriffen: so durch zwei Schriften von 1543 und 1545, die mit dem Speierer Reichstag von 1544 im Zusammenhang stehen, durch sein „Gegengift“ wider das Tridentiner Konzil 1547 und seine Kampfschrift gegen das Interim. Jetzt nach Straßburgs Niedergang im Schmalkaldischen Kriege, nachdem Bucer in dem England Eduards VI. eine Zuflucht hatte suchen müssen, wo er am 28. Februar 1551 starb, richteten sich die Augen aller Prote-

stanten Westeuropas noch bestimmter auf die Stadt am Lemanssee. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Glaubensflüchtlinge; 1549 wurden drei- undneunzig, 1551 gar zweihundertneunundachtzig Ankömmlinge als „Einwohner“, d. h. als Beisassen zunächst ohne Bürgerrecht, aufgenommen. Da kam, um nur die allerhervorragendsten zu nennen, mit vierzehn Mitbürgern der adlige Bürgermeister von Rojon, Laurent de Normandie, dem Calvin eine seiner schönsten Schriften „Über die Ärgernisse“ widmete. Da kehrte ferner die Witwe des berühmten Pariser Humanisten und Lehrers Calvins Budäus mit drei ihrer Angehörigen und, vor allen ausgezeichnet, der schon damals als glänzender lateinischer Dichter bekannte Theodor von Beza in der Stadt ein. Im Hause Melchior Wol-



Abb. 142. Michael Servet. Holzschnitt. (Zu Seite 127.)

mars erzogen, hatte dieser Sprößling eines burgundischen Adelsgeschlechts seine Jugendtorheiten überwunden, indem er 1544 mit einem armen jungen Mädchen eine Gewissensehe schloß. 1548 ließ er Wohlstand und Ehren hinter sich und flüchtete mit seinem Weibe nach Genf, von wo er ein Jahr darauf als Professor des Griechischen an der neuerrichteten Akademie in Lausanne eine Anstellung fand. Neben Frankreich sandte Italien bereits 1542 für kurze Zeit den berühmten Fastenprediger Bernardino Ochino, 1551 den Marquis Galeazzo Caracciolo, Neffen des Papstes Paul IV., 1552 den Grafen Martinengo aus Brescia. Durch den letzteren bekam die schon 1551 eingerichtete italienische Gemeinde ihren ersten Prediger. Für sie alle trug Calvin in ihren mannigfachen großen und kleinen Anliegen rührende Sorge. Ein Beispiel bietet die Mühe, die er sich Jahre hindurch um den niederländischen Edelmann Jakob von Falais, einen Enkel Philipps von Burgund und Spielfkameraden Karls V., machte. Schon seit 1543 mit ihm im Briefwechsel, beriet er ihn in den äußerlichsten wie innerlichsten Angelegenheiten, schrieb für ihn eine Apologie und hatte endlich im

Juli 1548 die Genugtuung, daß er sich tatsächlich auf einem Landgut bei Genf niederließ.

In diesem Kreise hochstehender Männer fühlte sich Calvin, der von frühester Jugend an aristokratischen Umgang gewöhnt war, wohl. Sie, die um des Evangeliums willen Heimat und Ehren verlassen hatten, waren jeder Halbheit abgeneigt und wurden daher die entschiedensten Förderer der Calvinischen Bestrebungen. Auf sie konnte er allezeit zählen, durch sie hat er zuletzt gesiegt. Doch merkwürdig, 1551 traf den Reformator aus der Mitte der Glaubensflüchtlinge ein Angriff, der ihm mehr als alles Vorangegangene schadete. Ein ehemaliger Carmelitermönch Hieronymus Bolsec aus Paris, der in Genf und Umgegend als Arzt tätig war, nahm an der doppelten Prädestination Anstoß. Der Zwiespalt brach, nachdem Bolsec schon früher seine Bedenken geäußert, am 16. Oktober 1551 in einer dramatischen Szene aus. Am Freitag in der Kongregation legte er seine Argumente dar, wahrscheinlich ermutigt durch den Umstand, daß Calvin zufällig in jener Versammlung fehlte. Doch dieser war, vom Redner unbemerkt, eingetreten und überschüttete ihn sofort mit einer solchen niederschmetternden Fülle der heftigsten Gegenbeweise, daß der gerade anwesende Polizeileutnant den Frevler an so heiliger Lehre gefangen setzte. Nun entspann sich eine lange Prozeßverhandlung, in der die Gründe von der einen wie der andern Seite mündlich und schriftlich geltend gemacht wurden. Zuletzt beschloß man, die befreundeten Schweizer Kirchen um ihr Urteil in der Streitfrage anzugehen. Indes als die Gutachten anfangs Dezember in Genf eintrafen, erlebte Calvin eine schlimme Enttäuschung. Zu seiner höchsten Erbitterung lauteten sie keineswegs für seine Ansicht günstig. Denn auch Bullinger in Zürich war in seiner ruhigen Verständigkeit damals und noch für lange Zeit durchaus nicht für die Härten der doppelten Prädestination eingenommen. Zwar wollten er und die andern Kirchen, schon im Andenken an Zwingli, sie nicht ohne weiteres mißbilligen, aber sie mahnten dringend zur Mäßigung. Nichtsdestoweniger drückte Calvin die Verurteilung Bolsecs durch. In der Kongregation am 18. Dezember 1551 bestätigten die städtischen und hernach auch die Landprediger sämtlich seine Lehre. Als ihr gemeinsames Bekenntnis (Consensus Genevensis) gab er im folgenden Jahre eine ausführliche Darstellung seiner Doktrin in dem Buche über „Die ewige Auswahl Gottes“ heraus. Unter dem Eindruck jener Kundgebung wurde Bolsec in der Tat am 22. Dezember 1551 zu ewiger Verbannung aus dem Gebiete Genfs bestraft.

Der Ausgang des Prozesses scheint vielen der unwiderlegliche Beweis schroffster Unduldsamkeit und rechthaberischer Herrschsucht Calvins zu sein. Doch darf man nicht vergessen: Der Calvinismus wäre in seiner Wurzel angekränkt, wenn an seiner eigensten Heimstätte und so früh der Widerspruch gegen das Dogma der Prädestination hätte um sich greifen können. Aber verwunderlich bleibt, daß Calvin bei seinem Scharfblick den ungünstigen Ausfall der Schweizer Antworten nicht voraussah. Noch verwunderlicher, daß er bei seiner überlegenen Geisteskraft nicht imstande war, den Zwiespalt auf gütlichem Wege beizulegen. Dem stand jedoch einerseits der Charakter Bolsecs entgegen, wie er sich erst später völlig enthüllte, als er, zum Katholizismus zurückgekehrt, seine Schmähschrift voll giftiger Verleumdungen wider den Genfer Meister schrieb. Andererseits wird in dem Verhalten zu Bolsec so recht deutlich, wie der reiche Geist Calvins, der ehemals aus den verschiedensten Quellen die mannigfachste Nahrung geschöpft hatte, unter dem ständigen Streit in den Formeln seiner Theologie zu erstarren anfang. Es wurde ihm je länger, je weniger möglich, sich in das Denken und Fühlen kleinerer und dann doch widerstrebender Charaktere zu versetzen. Daher geschah es nicht ohne seine Schuld, daß der Bolsec-Handel sich zu einer Krisis auswuchs, welche sein Werk in Genf bis an den Rand des Abgrunds brachte.

Die Jahre 1552 und 1553 wurden die bittersten und traurigsten, die Calvin in seinem kampfesreichen Leben beschieden waren. Von allen Seiten traf ihn Geringschätzung, ja Verachtung. Selbst mit dem Herrn von Falais kam es zum Bruche. Da er für Volsec als Arzt und Christen eintrat, kündete der Reformator dem lange umworbenen Edelmann seine Freundschaft, die den Mißklang abweichender Glaubensrichtungen nicht ertragen konnte. In Genf war bisher Calvins hohes Ansehen als Reformator und Theologe sein stärkster Rückhalt gewesen. Doch jetzt nahm ein ehemaliger Mönch Trolliet, der ihm auffällig war, weil man ihn 1545 nicht zum Predigamt zugelassen hatte, offen die Anklage Volsecs auf, Calvin mache Gott zum Urheber der Sünde, und überall in den Wirtshäusern gaben ihm Schneider, Färber, sogar Frauen recht. Die Obrigkeit dieser Jahre aber, vorzüglich die von 1553, an deren Spitze Perrin als erster Syndik stand, war nicht zu bewegen, gegen den einheimischen Ankläger einzuschreiten. Sie fügte vielmehr zu andern Schikanen noch die hinzu, daß der Heerschar der nächsten Anhänger Calvins, den eingewanderten Franzosen, das Tragen von Waffen verboten wurde. Auslehnung und Zügellosigkeit griffen immer mehr um sich. Des Nachts sangen die „Kinder von Genf“ unanständige Lieder nach den Psalmmelodien. Die Zuchtmaßregeln aber, mit denen das Konsistorium gegen die Ausschreitungen vorging, fruchteten so gut wie nichts. „Dahin hat's die rasende Wut gebracht,“ mußte Calvin klagen, „daß Verdacht erregt, was ich auch sage. Selbst wenn ich spräche, es sei am Mittag hell, würden sie sofort anfangen zu zweifeln.“



Abb. 143. Calvin. Genfer Holzschnitt aus dem Jahre 1559.
Nach dem einzigen Exemplar in der Bibliothek der Société de l'histoire
du Protestantisme français in Paris.

In dieser trostlosen Lage führte unerwartet gerade das Ereignis den Umschwung herbei, welches der Nachwelt mit Recht als der schlimmste Flecken auf dem Charakterbilde Calvins gilt, nämlich die Hinrichtung des Antitrinitariers Michael Servet (Abb. 142). Wieder war es ein Fremdling, durch dessen Ankunft das Geschick Genfs entscheidend bestimmt wurde. Der Antitrinitarismus war eine neue



Abb. 144. Calvin. Holzschnitt von Peter Woeriot an der Spitze einer Sammlung von Schriften Calvins „Recueil des opuscules . . .“ Genf 1566 bei Baptiste Pinereul. Nach dem Exemplar in der Öffentlichen Bibliothek zu Genf.

Welle des Radikalismus, welche hinter dem Täufern und mit ihm in innigerem Zusammenhang, als man nach dem ersten Augenschein glauben möchte, hauptsächlich aus den romanischen Ländern heraufzog. Er wollte nicht sowohl das kirchliche und christliche Leben, als vielmehr die Grunddogmen der Christenheit von der Dreieinigkeit und der Gottessohnschaft Christi reformieren. Es leidet aber für den Historiker, der sich die ganze Stimmung der Zeit vergegenwärtigt — noch abgesehen von allen dogmatischen Gründen — keinen Zweifel: wenn dieser in verstandesmäßige Kritik aufgelöste religiöse Radikalismus in dem werdenden reformierten

Protestantismus sich festsetzte, so war es nach Menschengedenken um die Reformation Westeuropas geschehen.

Über dem Lebensgang des Spaniers Servet, des entschlossensten Vertreters des Antitrinitarismus, liegt bei den unlösbaren Widersprüchen seiner eigenen Aussagen viel Dunkel. Nicht einmal Geburtsort und Geburtsjahr wissen wir mit Sicherheit. Ums Jahr 1531 treffen wir ihn in Basel und Straßburg in Verhandlung mit Skolampad, Bucer und Capito. Auch gelang es ihm, seine ersten Schriften „Über die Irrtümer der Trinität“ (1531) und „Gespräche über die Dreieinigkeit“ (1532) herauszugeben. Die Wirkung war nur, daß sein Name seitdem allgemein als der eines abscheulichen Ketzers galt. Nach dem Mißerfolg wandte er sich unter dem Pseudonym Villanovanus oder de Villeneuve mit seiner ungewöhnlichen geistigen Begabung andern Gebieten zu. Er studierte in Paris Medizin und war, äußerlich ganz als Katholik lebend, als Arzt an verschiedenen Orten, seit 1540 in geachteter und gewinnbringender Stellung zu Vienne in der Nähe des Erzbischofs Paulmier tätig. Als Mediziner entdeckte er zuerst das Gesetz des Kreislaufs des Blutes. Über alledem aber hatte er seine theologischen Ideen nicht vergessen; vielmehr kam jetzt sein System mit Hilfe reicherer philosophischer Studien erst zur Abklärung. Er legte es in einem umfassenden, aus mancherlei Abhandlungen, Briefen u. dergl. zusammengefügten

Werke unter dem Titel „Des Christentums Wiederherstellung“ (Christianismi Restitutio) nieder. Hier ist die Trinität in neuplatonischen Pantheismus aufgelöst, und zugleich mit dieser in vorchristliches Heidentum zurücklenkenden Spekulation verflachte sich dem Verfasser die christliche Ethik. Beim Kinde und Jüngling vor dem zwanzigsten Lebensjahre könne, meinte er, von eigentlicher Sünde nicht die Rede sein.

Mit eigentümlicher, hartnäckiger Verblendung suchte der Spanier für diese Ideen bei Calvin Gehör. Von Vienne aus sandte er eine Reihe von Schreiben hochfahrenden Tones, einen Teil des Manuskriptes seines Buches, ein Exemplar der Institutio mit zahlreichen Randglossen bedeckt, nach Genf. Calvin antwortete ihm zunächst in ruhiger Widerlegung der Streitpunkte. Doch schrieb er schon am 13. Februar 1546 an Farel mit Bezug auf das Anerbieten Servets, zu weiterer Verhandlung in Genf sich einfinden zu wollen: „Wenn er kommt, so werde ich ihn, falls mein Ansehen noch etwas gilt, nicht lebendig von dannen ziehen lassen.“ Demgemäß wurde, als Servet die „Restitutio“ in aller Heimlichkeit endlich im Jahre 1553 herausgab, sein Geheimnis von Genf aus aufgedeckt. Ein evangelischer Edelmann Wilhelm de Trie erwiderte seinen Lyoner Verwandten, die ihn wegen seines Bekenntnisses und seiner Flucht nach Genf quälten, man möge doch aufhören, seine jetzige Heimat der Ketzerei zu beschuldigen, solange ein soviel schlimmerer Keger, der Servet oder Villeneuve in Frankreich geduldet werde! Das war den Umständen

gemäß eine Denunziation, deren Wirkung sich voraussehen ließ. Man hat neuerdings den Nachweis zu führen versucht, daß sie ohne Vorwissen Calvins erfolgt sei; mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls ist Calvin in den Fortgang der Angelegenheit zu Vienne zweifellos verflochten. Als dort die Untersuchung zunächst fruchtlos blieb, lieferte de Trie der Inquisition die Beweisstücke. Er fügt ausdrücklich bei, er habe sie von Herrn Calvin nur mit großer Mühe erlangt, da der Reformator es nicht für seine Pflicht halte, durch „solches Mittel“ wider die Ketzereien zu streiten. Daraufhin wäre Servet in der katholischen Stadt Vienne zum Feuer-



Abb. 145. Calvin. Holzschnitt von Peter Woeriot. Auf einem fliegenden Blatt in der Nationalbibliothek zu Paris.



Abb. 146. Gaspard de Coligny. Zeitgenössisches Gemälde.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.,
Paris und New York. (Zu Seite 140.)

tod verdammt worden, wenn es ihm bei der verhältnismäßig milden Haft nicht gelungen wäre, zu entfliehen.

In unglaublicher Vertrauensseligkeit wagte der kaum dem Tode Entronnene, um nach Neapel zu gelangen, die Reise über Genf. Hier wurde er, wahrscheinlich noch am Tage seiner Ankunft, am Sonntag dem 13. August 1553, erkannt und auf Befehl Calvins gefangen gesetzt. Der Kriminalprozeß, der gegen den Unglücklichen wegen schwerer Ketzerei, Gotteslästerung und Beleidigung Calvins angestrengt wurde, nahm von vornherein einen verhängnisvollen Lauf. Denn die Mehrzahl der Genfer Richter, so besonders der Generalprokurator, obwohl selbst Mitglied der Opposition, fühlte sich von dem unheimlichen Antitrinitarier abgestoßen. Man beschloß zwar wie im Falle Bolsec,

die Nachbarkantone anzufragen, aber nur, um die Selbständigkeit des Rates Calvin gegenüber zu bewahren. Bei dieser allgemeinen Mißstimmung war es eine Tatsache von weittragender Bedeutung, daß die entschlossensten Führer der Opposition, ein Perrin und Berthelier, von ihrem Hasse gegen den Reformator sich gleichwohl zu einer gewissen Parteinahme für Servet verleiten ließen. Im Vertrauen auf ihren Beistand, der ihm doch gar nichts helfen sollte, setzte der Gefangene die anfänglich beobachtete Vorsicht beiseite und erging sich in törichten Maßlosigkeiten, in Anklagen gegen Calvin, den „Magier“, den „Sykophanten“. Am 19. Oktober brachte der Bote die Antworten der Städte zurück: anders als bei Bolsec waren sie voll des Abscheues gegen die unerträglichen Angriffe auf das Haupt- und Grundstück der christlichen Wahrheit. Sie gipfelten in der Mahnung, den Übeltäter so zu strafen, daß er sein Gift nicht weiter zu verbreiten imstande sei. Am 26. Oktober erfolgte daraufhin der Spruch des Gerichts, und am 27. wurde der Unglückliche, obwohl Calvin um eine gelindere Todesart bat, bei lebendigem Leibe verbrannt. Er starb, von Farel zur Richtstätte geleitet, mit Bitten um Verzeihung für das, was er aus Unwissenheit gesündigt, aber auch mit dem Gebet zu Gott um Gnade für seine Gegner.

Für die unselige Tat ist der Reformator, trotzdem sein Einfluß gerade um diese Zeit weniger als je in Genf galt, in erster Linie verantwortlich zu machen. Er wollte den Tod des Ketzers, sobald er sich als unbelehrbar erwiesen hatte. Er war eben vollkommen davon durchdrungen, für eine christliche Obrigkeit sei es göttliche Pflicht, Irrlehrer wie Servet gleich einem Mörder des Leiblichen

Lebens auszurotten. Diese Überzeugung war die Folge jener theokratischen Staatsansicht, die, wie wir mehrfach hervorhoben, im sechzehnten Jahrhundert noch fast allgemein die Gemüter beherrschte. Wie viele arme Wiedertäufer sind auch in lutherischen Gebieten hingerichtet worden! Sogar der milde Melancthon schrieb dem Freunde in Genf über den Ausgang Servets: „Ich danke dem Sohne Gottes, der in diesem Deinem Kampfe entschieden hat . . . Ich sage auch, daß Eure Obrigkeit recht gehandelt hat, als sie diesen Lasterer nach ordentlichem Richterspruch töten ließ.“ Trotz dieser Zustimmung bedauern wir Nachgeborenen, gerade je höher wir die bleibende Bedeutung Calvins einschätzen, um so schmerzlicher, daß er in diesem Stück nur ein Kind seiner Zeit war, daß er, ganz wie Rom, den Glauben mit blutiger Gewalt schützen zu müssen meinte. Es stand doch auch schon damals nicht so, als seien gar keine Stimmen in einem andern Sinne laut geworden. Vielmehr hatten Erasmus, Luther, manche Täufer und Spiritualisten, auch Buzer mehr oder minder klar einer mehr oder minder beschränkten Gewissensfreiheit das Wort geredet. Doch darauf nahm Calvin in seinem Kampfe für die Zucht keine Rücksicht; rasch alternd war er, wie wir schon bemerkten, nicht mehr fähig, neuen Anregungen Raum zu geben. Am bedauerlichsten aber ist, daß er in seiner „Verteidigung gegen Servet“, die im Februar 1554 erschien, nicht den Mut hatte, seinen Anteil an der Gefangennahme Servets in Vienne einzugestehen. Hier nennt er es mit dürren Worten eine frivole Verleumdung, daß er den Unglücklichen den Todfeinden des Glaubens ausgeliefert habe. Das ist aber nach unserer Kenntnis der Tatsachen mindestens nicht die volle Wahrheit.

Doch der Asche Servets erstand ein Rächer, den Calvin trotz der Verachtung und Verfolgung, die er ihm widmete, nicht ganz zu vernichten vermochte. Sebastian Castellio, jener junge Humanist, der vor einem Jahrzehnt um des Hohenliedes willen Genf verlassen hatte, hielt jetzt den Augenblick für gekommen, um dem in langer Notzeit aufgesammelten Haß gegen Calvin Luft zu machen. Unter dem Pseudonym Martinus Bellius gab er 1554 in Basel eine Sammlung der mannigfaltigsten Zeugnisse gegen die Anwendung der Gewalt in Glaubenssachen heraus. Andere Schriften folgten, in denen Castellio



Abb. 147. François de Coligny d'Andelot. Gemälde in der Salle Lullin der Öffentlichen Bibliothek in Genf. (Zu Seite 140.)

eine freilich minderwertige anticalvinische Theologie ausbildete. Calvin, von Beza unterstützt, wehrte sich gegen den „Windbeutel“ mit den heftigsten Invektiven. Aber sein Zorn konnte nicht hindern, daß Castellios Arbeiten, die bei seinen Lebzeiten († 1563) größtenteils nicht einmal zum Druck gelangten, Jahrzehnte später den niederländischen Arminianern einen guten Teil der Waffenrüstung zu ihrem Kampfe wider die prädestinarianische Orthodoxie lieferten. So führt von dem Scheiterhaufen Servets eine direkte Linie in die geistigen Bewegungen hinein, welche das theokratische Ideal zerschlugen und der Gewissensfreiheit ihr Recht errangen — in dieser geschichtlichen Entwicklung liegt die wahre Sühne für das, was unter dem Druck gebundener Zeitvorstellungen an Servet gesündigt war.



Abb. 148. Kaspar Olevianus, der Verfasser des Heidelberger Katechismus. Kupferstich in der Städtischen Sammlung zu Heidelberg. (Zu Seite 139.)

Indessen, wenn der Fall Servet sich erst bei der späten Nachwelt völlig auswirkte, so war seine nächste Wirkung in Genf die, daß er Calvins geistliches Ansehen erfolgreich wiederherstellte. Denn jetzt rückte von denen, die aus unveröhnlicher Feindschaft gegen Calvin sich sogar mit dem schändlichen Ketzer eingelassen hatten, eine breite Mittelpartei ab, und dieser Umstand war es, der den endlichen Sieg des Reformators vorbereitete. Allerdings gerade in den Wochen, als Servet im Kerker schmachtete, war seine Lage derart, daß er am 3. September abends eine Art Abschiedspredigt hielt, in der Erwartung, seine zweite Vertreibung stehe vor der Tür. Neben dem Handel mit Servet war nämlich wieder einmal der Streit um das Exkommunikationsrecht ausgebrochen. Der Rat wollte nun endlich den schon mehrfach geltend gemachten An-

spruch, seinerseits in letzter Instanz über die Zulassung zum Heiligen Abendmahl zu befinden, durchsetzen. Es wurde beschlossen, der seit einem Jahre gebannte Berthelier solle, dem Verbot des Konsistoriums zum Trotz, zur Herbstkommunion Zutritt haben! Wir kennen Calvins Hartnäckigkeit in diesem Punkt. Er zeigte sich der Anordnung des Rates genau so ungehorsam wie vor fünfzehn Jahren. „Sollte einer,“ rief er von der Kanzel, „sich unterstehen, sich an diesen heiligen Tisch zu drängen, dem es vom Konsistorium untersagt ist, so ist es sicher, bei meinem Leben, daß ich mich zeigen werde, wie es meine Pflicht erfordert!“ Doch der Ungehorsam hatte diesmal keine Folgen; denn — die weltliche Behörde war schon vorher zurückgewichen, indem sie Berthelier heimlich den Rat gab, fürs erste von seiner Erlaubnis noch keinen Gebrauch zu machen. Aber auch später konnte

die Hugenotten erinnert — zugleich als politischer Faktor auf. Daher konnte der religiös-politische Gegensatz zuletzt nur durch Gewalt zum Austrag kommen. Für die religiöse und kulturelle Entwicklung der Menschheit aber war es von unendlichem Gewinn, daß Calvin in Genf nicht wie die Hugenotten unterlag, sondern leichtlich mit seinem Ideal durchdrang.

Doch noch eine Wolke schwebte über dem Genfer Gemeinwesen, die Feindschaft des mächtigen Bern. Dort hatte sich längst gegen die eigenartige Entwicklung der Nachbarstadt ein heftiger Groll angesammelt. War doch das Bern unterworfenen Waadtland seit Jahren der Tummelplatz, wo die neue Genfer Weise, das leuchtende Vorbild vieler romanischer Geistlichen, fortwährend mit dem harten



Abb. 150. Anton von Bourbon. Zeitgenössisches Gemälde.
Nach einem Kohleindruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. C.,
Paris und New York. (Zu Seite 140.)

Berner Staatskirchentum zusammenstieß. In die bis zum Übermaß gereizte Stimmung fiel die Katastrophe der Perrinisten, die sich stets an Bern angelehnt hatten, wie eine Brandfackel! Im Unmut entschloß sich der deutsche Kanton zu einer Maßregel, die, wie man annahm, den Stolz des kleinen Nachbarn bald brechen werde: im Februar 1556 wurde der gerade abgelaufene Burgrechtsvertrag nicht wieder erneuert. Indes Bern hatte weder mit dem standhaften Gottvertrauen und der diplomatischen Geschicklichkeit Calvins noch mit dem Zwang der Umstände gerechnet. Als dem winzigen Freistaat am Lemanssee durch den Sieger von St. Quentin, Herzog Philibert Emanuel von Savoyen, eine wirkliche Gefahr drohte, mußte sich Bern unter dem Druck der öffentlichen Meinung in der gesamten Schweiz dazu bequemen, am 9. Januar 1558 das Burgrecht auf

ewige Zeiten zu erneuern. Freilich der politische Sieg löste nur die kirchliche Niederlage der Calvinisten im Waadtlande aus: im Januar 1559 wurden Viret, Beza und alle ihre Gesinnungsgenossen auch an der ausblühenden Lausanner Akademie von dem erzürnten Bern vertrieben. Doch auch dieser Schlag endete mit einer Bereicherung des Calvinismus. Mit den Kräften, die frei geworden waren, konnte der Reformator jetzt, nachdem die innere und äußere Lage seiner Stadt es endlich zuließ, einen lange gehegten, bedeutenden Plan zur Ausführung bringen. Am 5. Juni 1559 wurde eine neue große Schulanstalt, bald Collège, bald Akademie geheißen, durch eine Rede ihres ersten Rektors Beza und durch Ansprache und Gebet Calvins feierlich eröffnet (Abb. 131). Es war der Anfang der Genfer Universität, eine Lateinschule in Anlehnung an das Muster Sturms in

Straßburg, gekrönt von einer theologischen und philosophischen Fakultät. Die zeitgemäße Brauchbarkeit, aber auch der eigentümliche Charakter der Anstalt wird durch die Tatsache beleuchtet, daß die einige Jahrzehnte später entstandene Schulordnung der Jesuiten den pädagogischen Einrichtungen Genfs eine Reihe wichtiger Züge entnommen hat.

Die bald sich wunderbar entwickelnde Hochschule war die Krone der Schöpfungen Calvins in Genf, ein äußeres sichtbares Zeichen seines Sieges. Was ihm vom ersten Anfang an vorschwebte, jetzt hatte er's erreicht, und es zeigte sich, daß der Erfolg des langen harten Ringens wert war. Freilich darf die Größe dessen, was ihm gelungen, nicht nur nach der Wirkung, sondern muß auch nach den Mitteln, die angewandt waren, beurteilt werden. Wir haben im vorstehenden die wichtigsten Fälle, in denen die calvinische Zucht zu Konflikten führte, berührt; wir haben nicht verschwiegen, wie weit dabei Härte und Leidenschaftlichkeit seitens des Reformators im Spiele war. Aber keineswegs hat sich uns ergeben, daß Calvin, wie ihn eine ungünstige Geschichtschreibung mit Vorliebe zu zeichnen pflegte, ein geistlicher Tyrann war, der sozusagen im Blute watete. Gewiß hat sein System sehr dunkle Schattenseiten. Die Einschränkung der Individualität, die Angeberei und Spioniererei, vor der nicht das zarteste Geheimnis verborgen blieb, der Umstand, daß religiös-kirchliche Mängel und Versäumnisse im Falle der Hartnäckigkeit auch raue bürgerliche Strafen nach sich zogen — dies und noch anderes sind Begleiterscheinungen, die dem modernen Menschen fast unerträglich dünken. Bei solchem Tadel aber fordert die Gerechtigkeit, daß man dem geistlichen Gesetzgeber nicht auch die grausame Härte der staatlichen Justiz seiner Zeit zur Last lege. An der bürgerlichen Gesetzgebung Genfs hat Calvin nur in beschränktem Maße und nur kodifizierend teilgenommen. Darf man es ihm zum Vorwurf machen, daß er zu all seinen Neuerungen nicht auch auf diesem Gebiete ein Reformator wurde? Allerdings sind in den Jahren seiner Wirksamkeit sehr viele Todes- und Verbannungsurteile in Genf gefällt worden, aber um wieviel weniger möchten es wohl sein, wenn er nicht nach Genf gekommen wäre? Man beruft sich sehr häufig auf ein schreckliches Ereignis, das schon ins Jahr 1545 fiel, als mindestens dreißig Männer und vor allem Frauen, die die Pest durch



Abb. 151. Jeanne d'Albret, Erbin von Navarra und Béarn, Gemahlin Antons von Bourbon, Mutter König Heinrichs IV. Zeitgenössisches Gemälde. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Vornach i. E., Paris und New York. (Zu Seite 140.)

teuflische Zauberei verbreitet haben sollten, eingekerkert und verbrannt wurden. Doch was die Quellen von dem Anteil Calvins an dieser furchtbaren Tat verraten, ist nur — daß er sich um Milderung der Leiden bei der Hinrichtung jener Unglücklichen bemühte. Der Reformator hat tausendfach in der Seelsorge, in den freundschaftlichen Beziehungen, die gerade ihm Bedürfnis waren, in der Hingebung und Geduld, mit der er sich jedermann widmete, bewiesen, daß er eine zarte Empfindung, ein warmes, mitfühlendes Herz besaß. Wo er hart war, war er

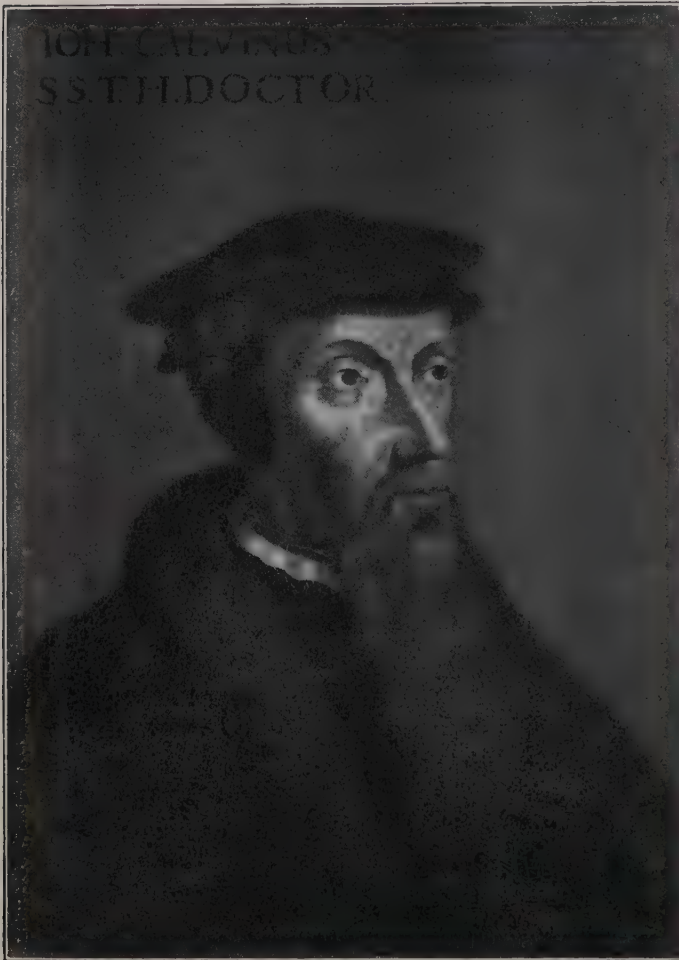


Abb. 152. Calvin. Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert. Vermutlich gute Kopie eines älteren Bildes, das mit dem Rotterdamer (S. 113) nahe verwandt ist. Im Besitz von Dr. Albert Deri in Basel.

es aus Gewissenspflicht, weil ihn der Gehorsam Gottes so, wie er ihn verstand, dazu zwang.

Wie aber der Kampf trotz aller Gebrechen, die nicht verkleinert werden sollen, im tiefsten Grunde dem reinen Eifer eines in Gott gebundenen Gewissens entsprang, so trug er auch am Ende eine unvergleichliche Segensfrucht. Das neue Genf, an Einwohnerzahl durch die Glaubensflüchtlinge bedeutend gewachsen, durchtränkte sich mit Calvins Frömmigkeit. Das ganze Volksleben nahm einen ernsten, fast möchte man sagen, pietistischen Charakter an. Der Rat richtete unter sich eine ähnliche brüderliche Zensur ein, wie die Geistlichen sie hatten; sogar die öffentlichen Wahlen wurden mit einer Predigt eingeleitet. Der Besuch der Kirchen

mit ihren gehäuftten Gottesdiensten, die Katechesen, die Kongregation, überhaupt die theologischen Fragen und der Fortschritt des Evangeliums in der Nähe und in der Ferne bildeten den Mittelpunkt des geistigen Lebens. Unter den Lebenskräften des Evangeliums aber wuchs jenes würdige, ernste, fleißige, tatkräftige Geschlecht heran, das den Segen der calvinischen Reformation Jahrhunderte hindurch jedermann vor Augen stellte und in Gestalt der über alle protestantischen Länder zerstreuten Hugenotten zu ihrer sittlichen und kulturellen Hebung so Ausgezeichnetes beigetragen hat. Auch das in den Freiheitskämpfen sehr geschwächte

wirtschaftliche Leben Genfs nahm unter Calvins Einwirkung einen neuen Aufschwung. Durch die Begründung einer Sammetweberei, zu der der Reformator schon 1544 den Anlaß gab, durch die Einwanderung so vieler wohlhabender Leute, durch die lebhafteste Tätigkeit des Buchgewerbes führte die Reformation der Stadt wertvolle Einnahmequellen zu. Zugleich erleichterte Calvin Handel und Wandel, indem er im Unterschied von Luther das mittelalterliche Verbot des Zinsnehmens als unberechtigt abwies. Den besten Grund für den wirtschaftlichen Fortschritt legte er jedoch, indem er dem Volke Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Bescheidenheit der Lebenshaltung einpflanzte. Endlich weckte eine Kirche, die in ihrem Diakonat für die Liebestätigkeit von Anfang an ein geordnetes Amt besaß, den großartigen Sinn für Wohltätigkeit und Opferwilligkeit und damit einen sozialen Zug, der ein Ehrentitel Genfs und überhaupt der verschiedenen Zweige des reformierten Protestantismus bis zum heutigen Tage geblieben ist.

IV.

„Ich höre nicht auf, zu wünschen,“ schrieb am 9. Dezember 1556 der schottische Reformator John Knox aus Genf an eine Dame in der Heimat, „es möge Gott gefallen, Euch selbst an diesen Ort zu führen, wo, wie ich ohne Scheu zu behaupten wage, die vollkommenste Schule Christi besteht, die es auf Erden seit der Apostel Zeiten gab.“ In solchen begeisterten Worten, denen viele ähnliche Zeugnisse zur Seite stehen, ist angedeutet, was die Stadt Calvins für alle ernsteren Geister in ganz Westeuropa geworden war. Erst der Blick auf diese weltweite Wirkung setzt uns in die Lage, die Kämpfe in Genf recht zu würdigen. Sie könnten im Vergleich mit den Höhepunkten der deutschen Reformation — Luther in Worms, Melanchthon in Augsburg — kleinlich, ja winzig erscheinen. Aber was Calvin in seinem bescheidenen Winkel erstritt, sollte zugleich dem gesamten Protestantismus zugute kommen. Wie ein Feldherr stand er stets auf der Wacht, um die Völker und Länder dem Herrn Christus zu erobern. Von



Abb. 153. Calvin. Kupferstich in der Amsterdamer Ausgabe 1671 der Werke Calvins.

seinem Genf aus sollten alle evangelischen Kirchen gestärkt und befruchtet, es sollte ein Seminar der Glaubensstreiter zur Evangelisierung der gesamten noch katholischen Christenheit werden. Dieser große ökumenische Zug, in ihm noch weit kräftiger als in Zwingli ausgeprägt, stellt die Persönlichkeit Calvins erst in das volle Licht.

Zunächst sandte der Reformator Jahr um Jahr in stets wachsender Zahl von Genf seine Schriften in die Welt, deren wir schon eine Reihe namhaft gemacht haben. Seine Sprache ist für gewöhnlich das humanistische Latein, in dem er durch knappe Sachlichkeit, Schärfe und Klarheit, Lebendigkeit und Kraft ein Meister war, wie wenige seiner Zeitgenossen. In seiner Muttersprache sind die populären Schriften von vornherein abgefaßt und die meisten andern in Übersetzung zugänglich gemacht. Dabei übertrifft er an Bedeutung für die Entwicklung des Französischen einen Rabelais und Montaigne und rückt direkt vor Pascal. Allerdings hat Calvin seinem Volke kein Werk hinterlassen, das sich nur annähernd mit der Stellung vergleichen ließe, welche die Bibel Luthers im deutschen Schrifttum einnimmt. Denn die französische Bibelübersetzung stammte ursprünglich von



Abb. 154. Medaille auf Calvin aus dem sechzehnten Jahrhundert. Im Münzabinett zu Genf. Nach E. Doumergue, *Iconographie Calvinienne*.

Olivetanus, dem schon 1538 verstorbenen Verwandten Calvins, und die Genfer haben sie nur in sorgfame, ständig besernde Pflege genommen. Steht aber der Reformator als Bibelübersetzer nicht auf einzigartiger Höhe, so gebührt ihm dafür auf dem Felde der Schrifterklärung, wie wir schon andeuteten, nicht bloß unter den Männern des sechzehnten Jahrhunderts, sondern in mancher Beziehung unter allen protestantischen Exegeten bis zur Gegenwart die Palme. Eine gewaltige Arbeit, die der Bibelforscher bis zum letzten Atemzuge fortsetzte, liegt vor uns. Vom Neuen Testamente fehlen nur die Offenbarung und die zwei kleinen Johannisbriefe, vom Alten nur ein großer Teil der geschichtlichen Bücher, sowie Sprüche, Prediger und Hoheslied Salomos — sonst ist die ganze Bibel ausgelegt. Alles knapp und klar, und doch

zugleich voll erbaulicher Wärme, aus tiefem religiösem Verständnis der Schrift als der Offenbarung Gottes geschöpft. Die humanistische Philologie, die juristische Übung präziser Distinktion, dazu ein feines Sprachgefühl, die objektive Ruhe seiner Natur und seine sammelnde und ordnende Gabe, das alles eingetaucht in das stark pulsierende Glaubensleben der Reformation, verleiht seiner Exegese bleibenden Wert.

Indes die Bücher Calvins waren nicht das einzige Mittel, durch das sein Geist in die Ferne wirkte. Seine Kommentare entstanden aus biblischen Vorlesungen: die aber hielt er während der ganzen Zeit seines Wirkens in Genf. Durch den wachsenden Zustrom der Fremden war der Kreis seiner Zuhörer schon vor Gründung der Akademie ebenso zahlreich wie durch Rang und geistige Bedeutung ausgezeichnet. Erst recht aber sammelten sich an der Genfer Hochschule Jünglinge und Männer aus allen Ländern Westeuropas. Außer John Knox, der seit 1555 eine Zeitlang einer englischen Flüchtlingsgemeinde vorstand, nenne ich Thomas Bodley, den berühmten Begründer der Oxforder Universitäts-Bibliothek, die französischen Theologen Franciscus Junius und Lambert Daneau (Danaeus), beide später eine Zierde der jungen Leidener Universität, aus den Niederlanden die

Brüder Johann und Philipp Marnix de Ste.-Aldegonde — der letztere bekanntlich hernach die rechte Hand Wilhelms von Oranien —, aus Deutschland Kaspar Olevianus, den Verfasser des Heidelberger Katechismus (Abb. 148). Nach einer Briefnotiz aus dem Jahre 1561 waren täglich mehr als 1000 Zuhörer aus allen Ständen um Calvins Lehrkanzel versammelt. Ihnen allen hinterließ der Meister unvergeßliche Eindrücke, ja er drückte ihnen sein Gepräge auf.

Die persönlichen Beziehungen aber wußte er zu befestigen und ständig zu erweitern durch seine ausgebreitete Korrespondenz, deren Umfang wie geistiger Gehalt gleicherweise in Staunen setzt. Die flüchtigsten Schreiben sind oft Meisterwerke in der Form. Sachlich aber ist der Briefschatz des Reformators wieder ein Denkmal seines tiefen Ernstes, seiner Gewissenhaftigkeit, seiner unermüdblichen Hingabe an das Evangelium, dazu seiner Menschenkenntnis, Mäßigung und Weisheit. Bis Ende der vierziger Jahre nimmt unter dem, was wir noch besitzen, der Austausch mit Farel und Biret den breitesten Raum ein. Hier feiert die Freundschaft ihre Triumphe; das Größte und das Kleinste wird besprochen, herzliches Mitgefühl, auch freimütiger Tadel kommen zum Ausdruck. Im letzten Jahrzehnt Calvins tritt besonders die Beziehung zu Bullinger in den Vordergrund. Der Freundschaft dieser beiden selbständigen, nach Gaben, Gemüt und Charakter sehr verschiedenen Männer hat es bis ans Ende nicht an Anstößen und Prüfungen gefehlt. Dennoch wuchsen sie, der eine in besonnener Ruhe tröstend, ermunternd, der andere mit überlegener Geistesstärke still beeinflussend, zu einer immer tieferen geistigen Gemeinschaft zusammen, die sie beide ehrt. Leider sind von dem Briefwechsel Calvins mit den übrigen Häuptern der Reformation, von Melanchthon abgesehen, nur noch geringfügige Reste vorhanden.

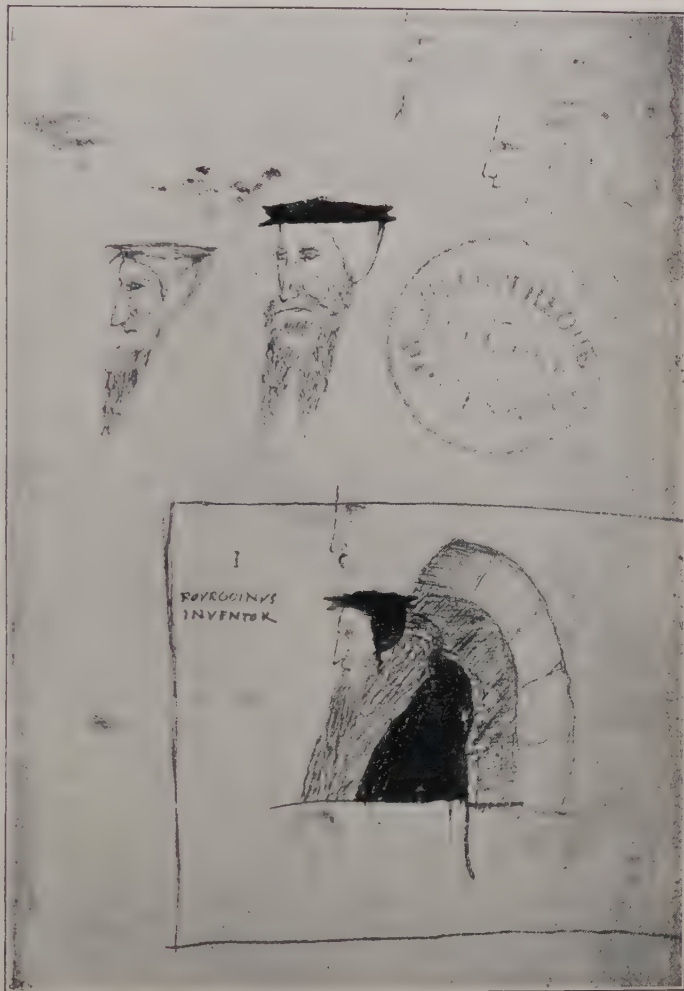


Abb. 155. Der alte Calvin. Zeichnung eines Studenten während einer Vorlesung. Aus dem „Compendium Roberti Gaguini super Francorum gestis“ in der Öffentlichen Bibliothek in Genf.

Doch nicht bloß mit Theologen steht Calvin in Verbindung. Wie zahlreich sind die Männer und Frauen, die zerstreuten Häuflein Evangelischer, die Gemeinden und Kirchen, denen seine Briefe Rat, Aufmunterung und Beistand bringen! Neben den Flüchtlingsgemeinden in London unter dem polnischen Baron Johannes Vaski und in den rheinischen Städten, in deren Interesse Calvin 1556 seine letzte große Reise nach Frankfurt a. M. machte, lag ihm seine alte Heimat, sein Frankreich am dringendsten auf der Seele. Wenn trotz der ungünstigen Umstände, die wir früher berührten, die Reformation auch dort eine machtvolle, das Volk bis in seine Tiefen erschütternde Bewegung wurde, so war das Calvins Werk, der Lohn seiner unermüdlichen Fürsorge. Hier schauen wir ihm, wenn irgendwo, ins Herz hinein. An allen Fragen, die da auftauchen, nimmt er warmen Anteil; er leidet mit den Verfolgten, sendet den Märtyrern stärkende Mahnung und Trost, steht ihnen bei bis in den Tod, daß sie nicht wanken, sondern ein gutes Zeugnis ablegen. Er wird der Seelenführer der Bornehmen und Geringen; aber auch alle Fäden der hugenottischen Politik laufen in seiner Stube in Genf zusammen. Dabei bewährt er stets seinen ernsten, reinen Sinn. Die Häupter der reformierten Partei, Anton von Bourbon und seine Gattin, die berühmte Tochter Margaretens Jeanne d'Albret (Abb. 150 u. 151), Ludwig von Condé und seine Schwiegermutter, Coligny und sein Bruder d'Andelot (Abb. 146 u. 147), stehen mit ihm in Briefwechsel. Wir wissen, welchen Wert er der Unterstützung dieser Großen beimaß, schon weil sie allein der hugenottischen Sache die von seinem Gewissen geforderte Legitimität gaben. Dennoch schonte er auch ihre Schwächen, zumal die Haltlosigkeit und Leichtfertigkeit Antons von Navarra, nicht im geringsten. Überhaupt streng sind seine Forderungen: er verbot den Nicodemiten, wie wir hörten, jedes Paktieren. Die Hitze der Trübsal darf sie nicht einen Finger breit von dem Gehorsam Gottes ablocken. Doch zugleich sind seine Mahnungen mit solcher Besonnenheit und Weisheit den Umständen angepaßt, daß sie bei all ihrer Entschiedenheit in vieler Herzen als das Gebot der Wahrheit und die Stimme Gottes hineinfielen. Jedemfalls schlug er grundsätzlich den Weg ein, der allein zur Erhaltung der zersprengten Häuflein der evangelisch Gesinnten eine Möglichkeit bot. Er empfahl durchaus nicht um jeden Preis die Auswanderung, sondern drängte überall daraufhin, in der Verborgenheit trotz des Druckes Gemeinden mit geregelten Ämtern und vorzüglich mit Zuchtübung aufzurichten. So geschah das Wunder, daß die Hugenotten, als die Zeit gekommen war, sofort als Kirche in machtvoller, von einem Geiste durchdrungenen Organisation ans Licht traten. Und das hatte sozusagen alles der eine Mann durch Briefe und Boten gewirkt!

Über seinen nächsten Volks- und Glaubensgenossen vergaß Calvin auch die Nöte der andern Völker nicht. Zumal seit dem Tode Luthers und der Niederlage im Schmalkaldischen Kriege fühlte er sich berufen, überall als Vorkämpfer für die Sache des Evangeliums hervorzutreten und ihr neue Kraft einzulößen. Ein beliebtes Mittel, um Fremden und Hochstehenden mit einer ersten Zuschrift zu nahen, war die Widmung eines seiner Kommentare. So hat er seit 1548 Schriften zugeeignet dem Herzog Christoph von Württemberg, dem englischen Lord-Protektor Somerset, dem jungen Eduard VI. und später der jungfräulichen Königin, dem König und dem Kronprinzen von Dänemark, Gustav Wasa von Schweden, Sigismund August von Polen, dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, selbst den Söhnen des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Wenn er dabei eine ungünstige Aufnahme oder gar Abweisung erfuhr, änderte er in späteren Ausgaben die Namen. Wo er aber irgend Eingang fand, scheute er fortan keine Mühe, sondern nahm die Fäden, so oft sie ihm aus der Hand zu gleiten drohten, mit unermüdlicher Zähigkeit wieder auf.

Solcher fortgesetzten, weitblickenden Tätigkeit für den gesamten Protestantismus gibt die großzügige Art, mit welcher er sich von jeder parteiächtigen Engigkeit ferne hielt, erst ihren vollen Wert. In dem Zankapfel der Zeit, der Sakra-

mentsfrage, war und blieb er durchaus Unionstheologe aus der Schule Buzers, aber ohne Buzers künstliche Formeln und seine Unions-Politik um jeden Preis. Der Überzeugung, daß seine Lehre letztlich sich als die einzig biblisch berechnete erweisen werde, lebte Calvin gewiß mit derselben Zuversicht, wie nur irgendein Reformator. Auch wünschte er dringend eine Bereicherung der älteren evangelischen Kirchen durch seine Gemeindeordnung und Verfassungsideen. Aber derselbe Mann, der in Genf selbst nicht die geringste Lehrsabweichung ertragen konnte, machte im Verhältnis verschiedener Landeskirchen zueinander die brüderliche Anerkennung nicht von gleichlautenden Sätzen der Theologie oder den gleichen Formen der Praxis abhängig. An den gut lutherischen Württemberger Theologen Jakob Andrea (Abb. 158) schrieb er mitten in dem erneuerten Sakramentsstreit: „Es tut mir recht leid, daß in unseren Ansichten größerer Zwiespalt besteht, als ich geglaubt hatte. Aber wenn der Gegensatz sich nur nicht zu feindlichem Haß auswächst, so wird, was noch verborgen ist, uns endlich der Herr offenbaren.“ Calvins Gedanken haben offenbar zum Ziele: in der Einzelgemeinde unbedingte Geschlossenheit des Denkens und Wollens, darüber hinaus gegenseitiges Dulden und Tragen in brüderlicher Gemeinschaft. Eine Analogie zu solcher Einheit bei aller Besonderheit stellten ihm jeden Augenblick die politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft vor Augen. Mit diesem alle umfassenden Strebeziel ist er freilich nicht durchgedrungen. Aber es gelang ihm doch, wenigstens im reformierten Protestantismus die Differenzen auszugleichen, und dazu der gesamten evangelischen Bewegung neues Feuer einzuhauchen, so daß sie erst durch ihn die Kraft empfing, der Gegenreformation standzuhalten.

In ersterer Beziehung war es von entscheidender Bedeutung, daß zwischen Calvin und Bullinger nach zweijähriger, mühevoller Verhandlung Ende Mai 1549 die „Übereinkunft in der Sa-

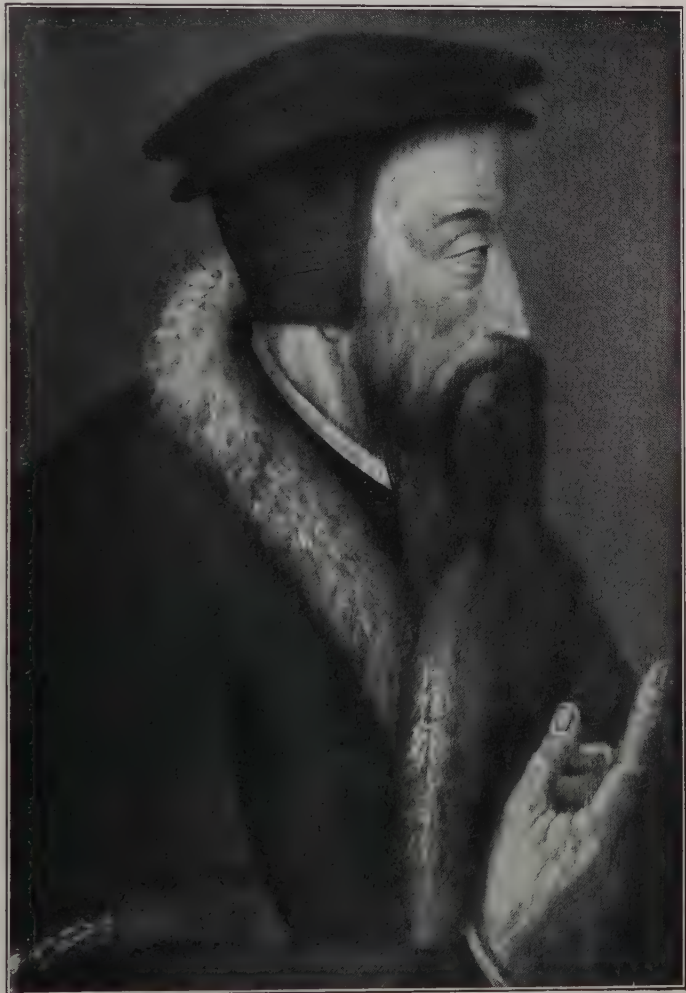


Abb. 158. Bildnis Calvins aus den letzten Lebensjahren. Gemälde im Besitz des Herrn Henry Tronchin in Vevey bei Genf.

framentsfrage" (Consensus Tigurinus) geschlossen wurde. Es war ein Denkmal christlicher Vereinbarung, der Nachgiebigkeit auf beiden Seiten. Calvin ging in der Anschmiegun an die Ausdrucks- und Denkweise der alten Zwinglianer bis an die äußerste Grenze. Infolgedessen ist die „Übereinkunft“ mehr ein Bekenntnis des nach Calvins Seite fortentwickelten Zwinglianismus, als des genuinen Calvinismus. Aber nun war die Scheidewand niedergerissen. Außer Bern unterschrieben sämtliche evangelischen Kantone die Unionsformel, und seitdem drang die calvinische Theologie ungehindert in die Schweiz ein. Die „spätere helvetische Konfession“ Bullingers von 1562 resp. 1566, die in einem gewissen Sinne das Ein-



Abb. 157. Karikatur auf Calvin. Gemälde des Giuseppe Arcimboldo, 1566. Von den Schweden im Dreißigjährigen Kriege aus Prag verschleppt. Jetzt auf Schloß Gripsholm bei Stockholm.

heitsbekenntnis der reformierten Kirche wurde, zeigt, daß bis auf den Unterschied in der Verfassung — hier Staatskirchentum, dort selbständiges Kirchenregiment — die Eigenart Zwinglis mehr und mehr vom Calvinismus aufgesogen wurde. Doch was der Reformator auf der einen Seite gewann, verlor er auf der anderen. Gerade die Zürcher Übereinkunft wurde in Deutschland das Signal zum Ausbruch des zweiten Sakramentsstreits.

Gegen sie erhob sich nämlich 1552 der Hamburger Prediger Joachim Westphal (Abb. 159), und nach ihm verdamnten die sogenannten „echten Lutheraner“ den Genfer mit der gleichen Heftigkeit als Sakramentierer und Keher, wie es einst

Zwingli von Luther geschehen war. Das war, was man auch sagen möge, blindes Unrecht; denn Calvin durfte trotz der schillernden Ausdrucksweise des Consensus niemals mit Zwingli identifiziert werden; vertrat er doch ihm gegenüber genau das gleiche Glaubensinteresse wie ehemals Luther. Daher ist es keine hinreichende Entschuldigung, wenn man das Vorgehen der Gnesiolutheraner als Notwehr zum Schutz der deutsch-lutherischen Art gegen das ständige Vordringen des Calvinismus zu rechtfertigen sucht. Gewiß hat Calvin in seinen Schriften, mit denen er Westphal und später noch Heßhusen zurückwies, sich äußerst bitter, ja verlegend ausgelassen. Dennoch trifft nicht ihn, sondern diese Eiferer die Schuld an der dauernden Zerreißung des Protestantismus und an all dem Unglück, das dadurch,

zumal über Deutschland, hereinbrach. Bei dem Hader war für den Reformator persönlich die Störung seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Melanchthon besonders schmerzlich. Seit 1554 drängte er ihn, der ja in der Hauptsache der reformierten Abendmahlsauffassung beigetreten war, immer von neuem, mit seiner Autorität hervorzutreten, und die Gnesiolutheraner, seine einstigen Schüler, in die Schranken zu weisen. Doch der alternde, in all dem Streit fast hilflose Melanchthon vermochte und wagte nicht, in jenem Sinne zu handeln. Ja, auf dem Wormser Tage 1557, der nach Calvins Wunsch zu dem Jahre hindurch ersehnten Friedenskonvente werden sollte, und zu dem Farel und Beza im Interesse der Evangelischen Frankreichs geeilt waren, brach der Zwiespalt erst recht los. Gleichwohl reichte Calvin über alle seine Anstöße hinweg dem Wittenberger Freunde ein letztes Mal die Hand in seinem schönen Briefe vom 19. November 1558. „Lebe wohl!“ so rief er ihm zu, „Du hellster Stern und ausgezeichnetster Lehrer der Kirche! Der Herr leite Dich fort und fort mit seinem Geiste . . . und erfülle Dich mit aller Fülle seines Segens!“ Wahrlich im Unterschied von der Art, mit welcher Calvin von Falais schied, ein rührendes Zeugnis, daß er einer geistigen Gemeinschaft fähig war, die alle Charakterunterschiede, alle Ärgernisse überdauerte! Solche Freundestreue trug für Calvin den Lohn, daß wenigstens die Philippisten, aus dem Luthertum hinausgedrängt, bei ihm Anschluß suchten. Die von ihnen geleiteten Gebiete, an ihrer Spitze die Kurpfalz, gaben sich im Heidelberger Katechismus ein Bekenntnis, das, von dem Genfer Katechismus grundlegend beeinflusst, einen gemäßigten, deutsch-reformierten Typus des Calvinismus darstellt.

Doch wenn Deutschland sich in der Hauptsache Calvin verschloß, so war es anders in ganz Westeuropa. Er durfte es zum guten Teil noch erleben, daß der Protestantismus hier, wo er vor ihm nur in kümmerlichen Zuckungen bemerkbar war, festen Fuß faßte, und zwar in der Gestalt, die er ihm aufgeprägt hatte. In Frankreich zählte man 1559 etwa drei- bis vierhunderttausend Protestanten, wenig später zweitausendeinhundertundfünfzig reformierte Gemeinden, und wenn trotzdem die Hugenotten zuletzt unterlagen, so bewährte sich an ihnen dennoch der oft wiederholte Wahlspruch: „Ich brenne, doch ich werde nicht verzehrt.“ In Schottland dagegen zog die Reformation 1560 wie im Sturme ein; und ebenso wurden die Niederlande nach mehr als dreißigjährigem Freiheitskampfe endlich definitiv dem reformierten Glauben gewonnen. Die französische, schottische und niederländische Reformation hängen in Bekenntnis und Verfassung untereinander und mit Genf aufs engste zusammen. Die drei Kirchen haben, jede in ihrer Art, eine nationale Farbe angenommen; nichtsdestoweniger ist's der genuine Calvinismus, der in allen dreien heimisch wurde. In England übte er allerdings infolge des Einflusses der Krone und ihrer so grundverschiedenen Träger zunächst nur auf die gerade für den Anglikanismus weniger wichtige Formulierung der Lehre Einfluß. Aber dann erhob sich aus dem Schoße



Abb. 158. Jakob Andreae in Tübingen. (Zu Seite 141.)

der englischen Kirche im Puritanismus eine Ausgestaltung evangelischen Christentums, die durchaus nicht identisch mit dem Calvinismus, doch gewissermaßen als seine Übersetzung ins Englische angesehen werden darf. Die Puritaner aber verpflanzten, unterstützt durch Holländer und Hugenotten, durch schottische und irische Presbyterianer, ihre kirchliche Art auch nach Neuengland. So fand der Geist des Reformators in der Neuen Welt eine neue Heimat, wo er in strengerem oder freierem Anschluß an die Formen der Lehre und Verfassung Calvins bis zum heutigen Tage in kraftvoller Blüte steht. — Diese calvinistischen Kirchen aber waren es, welche in dem entscheidenden Kampfe um Sein oder Nichtsein des Protestantismus der Gegenreformation siegreich die Stirn geboten haben. Indem



Abb. 159. Joachim Westphal, Pastor an St. Katharinen und Superintendent in Hamburg. Kupferstich von J. Haas, 1748, vermutlich in Anlehnung an das Porträt auf dem Epitaphium in der St. Katharinentirche zu Hamburg. Hamburgisches Staatsarchiv. (Zu Seite 142.)

die Hugenotten sich verbluteten, hatte Frankreich genug mit sich selbst zu tun, und Spaniens Übermacht wurde durch das heldenmütige Ringen der Niederländer, durch den Sieg Elisabeths über die Armada gebrochen. So darf man sagen: Luther hat das evangelische Christentum geschaffen, aber Calvin hat es gerettet. Später wurden die calvinistischen Kirchen, getreu dem Geiste ihres Meisters, der in den Jahren 1555 bis 1558 mit seinen französischen Glaubensgenossen den ersten wirklichen, freilich bald gescheiterten Versuch einer evangelischen Heidenmission machte, die Evangelisations- und Missionskirchen

im besten Sinne des Worts. Doch die Wirkungen des Calvinismus beschränkten sich keineswegs auf das religiöse Gebiet. In den calvinistischen Niederlanden liegen — gewiß nicht ohne Anteil des religiösen Faktors — die Anfänge der modernen Philosophie eines Cartesius und Spinoza, die beginnende Pflege der Naturwissenschaften, die Ausbildung der rein weltlichen Kunst eines Rembrandt. In den Niederlanden und in England trat zuerst die moderne Wirtschaftsform, der Kapitalismus, hervor; man darf, recht verstanden, sagen, durch den Geist der Reellität, welcher der moralischen Erziehung des Genfer Reformators zu danken war. In England, den Vereinigten Staaten und in Frankreich kamen zuerst die moderne Staatsidee, die Gewissensfreiheit, die Menschenrechte und der Parlamentarismus auf, erst recht nicht ohne Motive, die letztlich von Genf stammten.

Diese mehr als knappen Andeutungen genügen, um deutlich zu machen, wie gewaltig Calvin in der Geistesgeschichte der Menschheit aufragt, wieviel die Weltgeschichte dem von Zwingli anfänglich geschaffenen, von Calvin ausgestalteten Typus evangelischen Christentums zu danken hat. Bei allen Mängeln, die beiden anklebten, gelang ihnen doch ein unvergängliches Werk. In diese Anerkennung darf unsere Darstellung auslaufen.

Rehren wir zum Schluß noch einmal in die Chanoinessstraße in Genf ein, so bleibt uns nur übrig, an das Lager des Sterbenden zu treten. Die außerordentlichen Mühen und Arbeiten haben die Kraft Calvins vor der Zeit aufgerieben. Als Jüngling hatte er bereits durch übermäßiges Studieren seiner Gesundheit geschadet. Daher begegnen uns schon im rüstigsten Mannesalter Andeutungen von Krankheiten und Leiden. Doch Calvin predigte, bis, wie es vorkam, der Schüttelfrost ihn von der Kanzel trieb, und zu Hause diktierte er vom Ruhebett aus unaufhörlich Briefe und Schriften. Was Wunder, daß er schon als Fünfzigjähriger zusammenbrach! Die letzten sechs Jahre seines Lebens sind eine fortlaufende Krankheitsgeschichte. Im Dezember 1562 konnte er nur mit Mühe in seinem Zimmer vom Bett zum Tisch kriechen; dennoch ließ er sich in die Kirche tragen und predigte. Im Februar 1564 ging es erschütternd mit ihm dem Ende zu; am 2. bestieg er zum letztenmal den Lehrstuhl, am 6. zum letztenmal die Kanzel. Am 27. April nahm er feierlich von den Ratsherren, am 28. von den Stadt- und Landpredigern unter eindringlichen Ansprachen Abschied. Farel, der fünfundsiebzigjährige Greis, der ein Jahr später selbst heimgehen sollte, kam von Neuenburg herüber und sagte dem Sterbenden bewegten Herzens Lebewohl. Bis zuletzt bei klarem Bewußtsein, mit glänzendem Auge nach oben blickend und fast beständig betend, erwartete Calvin den Tod, der ihn am Samstag, den 27. Mai 1564, gegen 8 Uhr abends, von seinen Leiden erlöste. Große Trauer und Klage erfüllte die Stadt. Gleich am Sonntag mittag wurde er in der schlichtesten Form auf dem allgemeinen Friedhofe beigesetzt: ohne irgendeinen Denkstein ist die Stätte, wo er liegt, heute nicht mehr genau zu bezeichnen. In seinem Testamente vom 25. April 1564 konnte der Mann, dem es durch seine Machtposition, durch seine Beziehungen in der weiten Welt, leicht gewesen wäre, Reichtümer aufzuhäufen, Bücher und Möbel eingerechnet, nur über zweihundert Taler, nach unserem Gelde höchstens zehntausend Franken, verfügen. Der Rat von Genf aber faßte den Eindruck, den der Entschlafene hinterlassen hatte, in die treffenden Worte zusammen: „Gott hatte ihm viele Gnaden verliehen und ihm so große Majestät aufgeprägt.“

☒

☒

☒

Wir haben den Lebenslauf zweier Männer begleitet, welche, durch Nation, Charakter, religiöse und geistige Eigenart geschieden, doch in engem Bunde stehen, weil sie zusammen an demselben großen Werke gearbeitet haben. Die Lebensarbeit des älteren ist in der des jüngeren aufgegangen, aber nur so, wie die Saat in der Ernte aufgeht. Beide miteinander haben die kleine Schweiz groß gemacht, als das Geburtsland der schweizerischen Reformation, als die Heimstätte zweier Großen in der Kirche Christi. Möchte die Gabe, die sie beide der Kirche und zumal dem reformierten Protestantismus geschenkt haben, immer deutlicher erkannt und treuer ausgenutzt werden, damit sie auch künftighin sich fruchtbar auswirke!





Abb. 160. Relief von Mäntle im Gemeindehause der Domgemeinde in Halle a. S.

Inhalt:

	Seite
Vorbemerkung	VII
1. Kapitel: Zwingli und die Reformation in Zürich	1
<p>I. Die Schweiz und Erasmus, S. 1—4. II. Zwinglis Jugend und Lehrjahre, S. 4—12. III. Erstes Wirken in Zürich, 1519 bis 1522, S. 13—25. IV. Die Entscheidung für die Reformation, 1523 und 1524, S. 25—34.</p>	
2. Kapitel: Zwingli als Begründer des reformierten Protestantismus	34
<p>I. Feindschaft in der Eidgenossenschaft und Ausbau der Zürcher Reformation, S. 34—41. II. Der Täuferstreit, S. 41—46. III. Das Gespräch zu Baden; Zwingli und Luther, S. 46—57. IV. Zwinglis Theologie, S. 57—64. V. Die letzten Jahre; Bern, Marburg und Kappel, S. 64—79.</p>	
3. Kapitel: Der werdende Calvin	79
<p>I. Von Zwingli zu Calvin. Bußer und Farel, S. 79—91. II. Jugend und Befehrung Calvins, S. 91—96. III. Calvin in Genf und Straßburg, 1536—41, S. 96—105. IV. Der religiöse und theologische Charakter Calvins, S. 105—112.</p>	
4. Kapitel: Das Lebenswerk Calvins	112
<p>I. Rückkehr und Neubegründung der Genfer Kirche, S. 112 bis 120. II. Die Genfer Dpposition und der Bolsec-Handel, S. 120 bis 126. III. Servet und der Sieg Calvins, S. 127—137. IV. Die Ausbreitung des Calvinismus und Calvins Ende, S. 137—145.</p>	

Personenregister.

Außer den beiden Titelhelden. (Die Zahlen bedeuten die Seiten.)

Agricola 81.
 Alber 48. 50.
 d' Albret, Jeanne 135. 140.
 Alciat 92.
 de Ste.=Aldegonde 139.
 Amberger 82.
 Ameaux 121.
 Amerbach 3. 5.
 Ammann 40. 55.
 d' Andelot 131. 140.
 Andreä 141. 143.
 Andres auf den Kruden
 (Castelberger) 28. 42.
 Anshelm 36. 44.
 Arcimboldo 142.
 Asper, zu VII. 18. 51. 69. 84. 89.

Berthelier, Philibert 90.
 — der Jüng. 124. 130. 132 f.
 Beza 38. 93. 100 f. 105. 125.
 132. 134. 143. 150.
 Blarer, Ambrosius 64. 72.
 — Thomas 64.
 Bodley 138.
 Bolsec 126 f. 130.
 Bourbon, Anton v. 134 f. 140.
 Bourgeois 102.
 Boyvin 121.
 Brenz 51. 64. 69. 81.
 Briçonnet 91.
 Brofamer 79.
 Budäus 93. 125.
 Bugenhagen 50 f. 64.
 Bullinger 8. 14. 47. 66. 74 f.
 77. 79. 80. 82 f. 106. 126.
 139. 141.
 Bünzli 5.
 de Bure, Deleette 103 f. 111.
 124.
 Burgtmair 39.
 Buzer, VII. 64. 69. 71. 74.
 81 bis 87. 94. 101 f. 104.
 106. 108. 111. 125. 128.
 131. 141. 147.

Cajacob (Blaurock) 42. 44.
 Calvin, Anton 96. 104. 124.
 — Gérard 92 f.
 — Marie 96.
 Capito 35. 64. 82. 87. 128.
 Caracciolo 125.
 Cartesius 144.
 Castellio 118. 120. 124. 131 f.
 Ceperinus 22. 39.
 Christoph von Württemberg
 140.
 Cochläus 57.
 Colligny 78. 130. 140. 147.
 Colladon 93.
 Collin 40. 51. 68.
 Compar 41.
 Condé 140.
 Cop, Michael 120 f.
 — Nit. 93 f. 120.

Cordier 92.
 Cranach 64.
 Cromwell 147.
 Daneau 133.
 Danesius 93.
 Denk 43.
 Doumergue 107. 109. 138.
 Duchemin 95.
 Eck 18. 47. 57. 60.
 Eduard VI. 125. 140.
 Elisabeth von England 75.
 140. 144.
 Emser 41.
 Erasmus, VII. 3 f. 10 f. 14.
 18. 20. 25. 29. 35. 58. 91.
 94. 107 f. 131.

Faber (Seierlin) 22. 26 f. 47.
 Fagius 64. 72.
 Falais 125 bis 127. 143.
 Farel 35. 41. 87 bis 91. 96
 bis 101. 104. 112. 115. 129 f.
 139. 143. 145. 150.
 Favre 121.
 Le Fèvre (Faber Stapulens-
 is) 11. 91 f. 95 f. 108.
 Franz I. 38. 41. 68. 75. 83.
 90 bis 93. 95 f. 105.
 Frei, Propst 23.
 Friedrich III. v. d. Pfalz 140.
 Frieß 84.
 Froben 2 f.
 Froment 90.
 Froschauer 22. 27. 29 f. 56.
 62. 67.
 Füßli 11. 13.

Gaguinus 139.
 des Gallars 100. 120.
 Gardelle 114.
 Geroldseck 10. 15. 47. 76.
 Glareanus 3. 8.
 Graf 45.
 Grebel, Konrad 31. 42. 44.
 — der Vater 47.
 Gruet 122.
 Gwalther 68.

Gaas 144.
 Hadrian VI. 36.
 Haeger 30. 42.
 Hager 57.
 Haid 96.
 Haller 36. 47.
 Hedio 35. 39. 64. 69. 71. 81. 83.
 Hegi 6.
 Heinrich IV. 135.
 Heßhusen 142.
 Hinwyl, v. 70.
 Hoen, Corn. 48.
 Hofmann 13 f.
 Hofmeister 30.
 Hogenberg 105.

Holbein 2. 4 f. 76.
 Hottinger 36.
 Hubmaier 31. 42 bis 44.
 Hugues, Bezanjon 90.
 Hutten, VII. 29. 31.

Jenring 6.
 Jenichen 82. 94. 123.
 Johann Friedrich v. Sachsen
 140.
 Jonas 69. 77. 81.
 Jud., Leo 6 f. 9. 22. 25. 30.
 39. 41. 67. 80. 98.
 Junius 138.

Karl V. 68. 74. 82. 90. 96.
 122. 125.
 Karlstadt 48. 61.
 Kessler, VII. 34.
 Knox 137 f. 150.
 Kunz 100.

Landenberg, Bischof v. Kon-
 stanz 2. 7. 14. 22. 24 bis
 26. 30. 32.
 Lasti 140.
 LeFranc, Jeanne 92 f.
 Leo X. 8.
 Limosin 107.
 Loyola, Ign. v. 92. 111 f.
 Luther 17 f. 20. 24 f. 48. 50 f.
 54 bis 59. 63 bis 65. 68
 bis 74. 77 f. 81. 84 bis 87.
 94. 105 f. 108. 110. 112. 123.
 131. 137 f. 140. 142. 144.

Maigret 75.
 — Laurent 122.
 Manuel 36. 43. 45 f.
 Manz 44.
 Margarete v. Navarra 91 f.
 95. 105. 140.
 Marot 95. 102. 104.
 Martinengo 125.
 Meili, Marg. 4.
 Melancthon, VII. 40. 51. 69.
 71. 74. 76. 80 f. 86. 104.
 106. 131. 137. 139. 143.
 Meyer, Joh. 1.
 — Konrad 36. 51.
 Meyer v. Rhonau 23.
 — Gerold 29. 76.
 Milton 91.
 Montaigne 138.
 Montmor 92.
 Münzer 41. 57.
 Murer 19.
 — Kaspar 33.
 Murner 47. 61.
 Mykonius 3. 5. 12. 40. 79.
 Näf 88.
 Ratter 90.
 Normandie, Laur. de 125.

Dhino 125.
Dehshi 47.
Defolampad 35. 38. 47. 50.
54. 68 f. 77 bis 79. 81. 90.
128.
Dlevian 132. 139.
Dlivetan 92 f. 138.
Dranien, Wilh. v. 78. 139. 147.
Djander 69. 81 f.

Eantaleon 9.
Eascal 138.
Eaul IV. 125.
Eaulmier 128.
Eellikan 22. 35. 39 f. 54.
Eerrin 121 f. 124. 127. 130.
133 f.
Eetri 24.
Ehilibert Eman. v. Savoyen
134.
Ehilipp v. Eessen 68 f. 71 f.
74. 79.
Ehilippe, Jean 114.
Eicus v. Mirandula 8.
Eighius 106.
Einereul 128.
Eoupin 120. 122.
Eourbus 104.
Eucci 11.

Eabelais 138.
Eeinhard, Anna 23. 66.
Eembrandt 144.
Eenata, Herzogin 95 f. 103.
Eeuchlin 27.
Eeufner 47. 72. 95.
Ehegius, Urb. 59. 71.

Eode, Hinne 48.
Eöderstein 8.
Eöift 30. 36.
Eotenstein 70.
Eöubli 42.
Eouffel 91. 95.

Eadolet 112.
Eaganus 48.
Eanfon 11. 14.
Eaunier 91.
Echappeler 30. 35. 64.
Echedel 7.
Echilling 17.
Echinner 11. 18.
Echleiermacher 103.
Echmid, Komtur 23. 31. 76.
Echönauer 5.
Echwend, Regula 33.
Eervet 125. 127 bis 132.
Eidingen 29. 35.
Eigismund Auguft v. Polen
140.

Eimmler 22.
Eom 64.
Eomerfet 140.
Epinosa 144.
Estampfer, VIII. 18.
Eteinlin 30.
Etimmer 73.
Etür 35.
Etrauß 51.
Eturnpf 18. 88.
— Simon 22. 31.
E Sturm, Jakob 64. 69. 73. 83.
— Johannes 83. 92. 96. 103.
134.

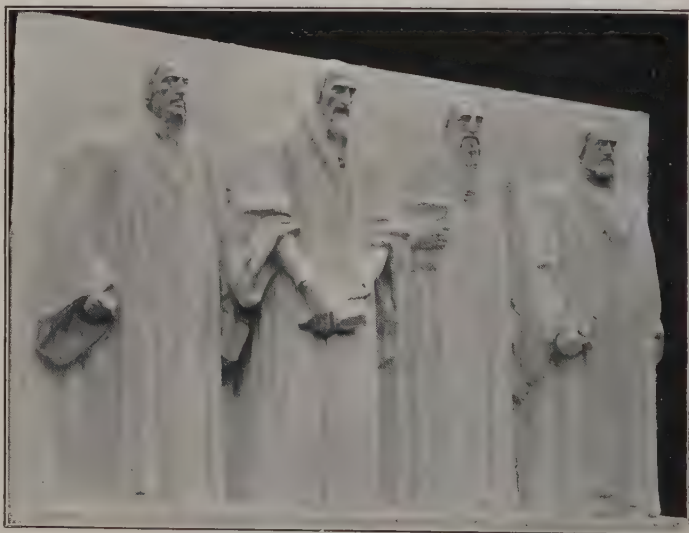
Eegel 11.
Eeger 45.
du Eillet 95 f.
de Erie 129.
Erolliet 127.
Efchudi 8.

Ulrich v. Württemberg 68 f.
78.
Uttenheim, Biſch. v. Baſel 2.
Uttinger 12. 22. 33.

Wandel 124. 133.
Watable 91. 93.
Waret 88. 90 f. 98. 101. 121.
134. 139.

Waldmann 1 f.
Wafa, Guft. 140.
Watt (Wadianus) 2. 9. 30 f.
34. 65.
Wattenwyl 28.
Wefſel 48.
Weſtphal 142. 144.
Wimpheling 61.
Woeriot 128 f.
Wölflin (Lupulus) 5. 42.
Wolmar 92 f. 125.
Wyß 13.
Wytttenbach 6 f. 10. 36. 48.

Yell 83. 95.
Zwid 64.
Zwingli, Andreas 15.
— Bartholomäus 4 bis 7.
— der Vater 4 bis 6.
— Regula 33. 69.



Barel Calvin Beza Anor

Abb. 161. Gruppe vom Reformationsdenkmal in Genf.

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Bildnisse.

	Seite		Seite
Zwingli:		Grasmus	4
Gemälde von Asper, Winterthur. zu VII		Faber (Le Febvre)	100
Gemälde von Asper 1549, Zürich	89	Fagius	72
Holzchnitt von Asper für Stumpfs		Farel, Gemälde in Genf	41
Chronik	18	— Gemälde in Neuenburg	97
Holzchnitt nach Asper 1550	84	Franz I.	102
Widdelburger Bildnis	8	Froben	2
Holzchnitt von Pantaleon	9	Gwalther	68
Holzchnitt in der Ausgabe Juds 1539	67	Glareanus	3
Denkmünze von Stampfer 1531 . . . VIII		Haller	47
Denkmal von Natter	90	Hedio, Denkmünze	71
Calvin:		— Zeichnung	39
Gemälde in Berlin zu 92		Jonas	77
Gemälde in Hanau	99	Jud, Leo	9
Emailbild von Limosin	107	Karl V.	82
Gemälde in der Bibliothek zu Genf	110	Karlstadt	61
Gemälde in Rotterdam	113	v. Landenberg, H.	25
Gemälde in Magdeburg	117	Luther	65
Kupferstich nach dem Rotterdamer		Manuel, Selbstbildnis im Totentanz	43
Bilde	120	— Selbstbildnis in Bern	45
Stich von Boyvin	121	Marot, Clément	104
Holzchnitt von Jenichen	123	Melanchthon	76
Genfer Holzchnitt von 1559	127	Münzer	57
Holzchnitt von Boeiriot, 1566	128	Murner	61
Zweiter Holzchnitt von Boeiriot	129	Mykonius	5
Gemälde in Basel	136	Dekolampadius, Holzchnitt	38
Kupferstich in der Amsterdamer Aus-		— Denkmünze, 1531	90
gabe	137	Olevianus	132
Zeichnung eines Studenten	139	Osiander, Andreas	82
Gemälde des Herrn Tronchin	141	Pellikan	40
Zwei Medaillen auf Calvin . 109 u. 138		Philipp von Hessen	79
Karikatur von Arcimboldo	142	Renata von Ferrara	103
d'Albret, Jeanne	135	Rhegius, Urbanus	71
Amerbach	5	Röist	36
Amman	55	Schappeler	35
d'Andelot	131	Schinner	18
Andreä	143	Servet	125
Anshelm	44	Sturm, Jakob	73
Anton von Bourbon	134	Sturm, Johannes	96
Beza	105	Ulrich von Württemberg	78
Blarer, Ambrosius	72	Viret	101
Bugenhausen	64	Waldmann, Hans	1
Bullinger	74	Watt (Badianus)	34
de Bure, Idelette	111	Westphal	144
Buzer, Denkmünze	71	Wölflin (Lupulus)	42
— Holzchnitt	94	Wytttenbach	10
Coligny	130	Zell	95
Collin	51	Zwingli, Regula	69
Ed	60		

2. Ansichten.

	Seite		Seite
Basel	7	St. Peter in Genf	114
Deckelbecher der Königin Elisabeth	75	Kanzel und Stuhl darin	115
Einsiedeln 15 u. 17		Das College von 1559	116

	Seite		Seite
Glarner Messfeld	12	Zürcher Lateinschule	50
Kirchlein auf der Mfenau (Hutten)	31	Predigerpult im Großmünster	54
Wien	7	Die Schulei	85
Zürich	19	Zürcher Stadtbanner	88
Großmünster in Zürich	20	Zwinglis Geburtshaus	6
Zürcher Rathhaus mit der „Zunft zum Schnecken“	21	Zwingli-Zimmer in der Schulei	85
Das Haus zur Sul in Zürich	22	Zwinglis Waffen	87
Fraumünster in Zürich	37	Zwinglis Wappen	VII

3. Facsimiles.

	Seite		Seite
Aus den Schriften Zwinglis, Titel- bilder usw. 23, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 57, 58, 59, 62, 63, 83		Autogramme von Zwingli 14, 16, 33, 49, 66, 80, 81, 86	
Aus Büchern in Zwinglis Besitz 32, 56, 86		Autograph von Calvin	123
Aus den Schriften Calvins	118, 122	Autogramme von Desolampad, Bucer, Hedio, Luther, Jonas, Melanchthon, Osiander, Agricola und Brenz	81
Aus einer Schrift Castellios	124	Zwinglis Bestallungsurkunde	15
Aus einer Schrift Luthers von 1522	24		

4. Verschiedenes.

	Seite		Seite
Abendmahlsgottesdienst im Frau- münster	53	Eine Zeichnung Manuels	46
Bücherzeichen Frobens	3	Reformationsdenkmal in Genf	150
Calvinistisches Flugblatt gegen das Papsttum	119	Predigt im Temple de Lyon	133
Das Halle'sche Relief	147	Die Schlacht bei Kappel	88
Illustration vom Tegethandel, Urs Graf zugegeschrieben	45	Die Schlacht bei Marignano	13
		Die Schlacht bei Novara	11
		Schweizerteppich aus 1528	70
		Zürcher Wandkatechismus	52

Nachträgliche Bemerkung.

Zu Seite 6, Zeile 24 von oben. Die Eintragung in die Matrikel der Wiener Universität schon zum Wintersemester 1498/99 mit dem Zusatz: „exclusus“ ist nicht berücksichtigt, da mir ihre Deutung noch nicht festzustehen scheint.



